
FRÖSI
5/81
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31 743
Klemke 80

DIESES MINIHEFT MÜSST IHR GELESEN HABEN! ES STECKT VOLLER IDEEN UND KNIFFLIGER KNOBELAUFGABEN. NEHMT EUCH ZEIT UND EINEN BLEISTIFT, PROBIERT UND KOMBINIERT. MIT DIESEM MINIHEFT SEID IHR AUF DEM BESTEN WEG, ERFINDER, ENTDECKER UND MEISTER VON MORGEN ZU WERDEN. WENN IHR ALLE AUFGABEN GELÖST HABT, SEID IHR TRAINIERT FÜR EURE SCHUL-MMM UND WERDET DORT MIT EINEM ECHTEN MESSEKNÜLLER AUFWARTEN KÖNNEN. PROBIERT ES!

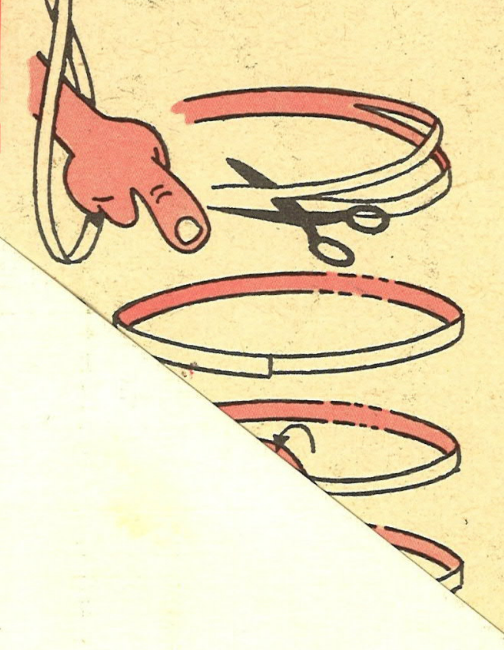


Verdrehte Wunderringe

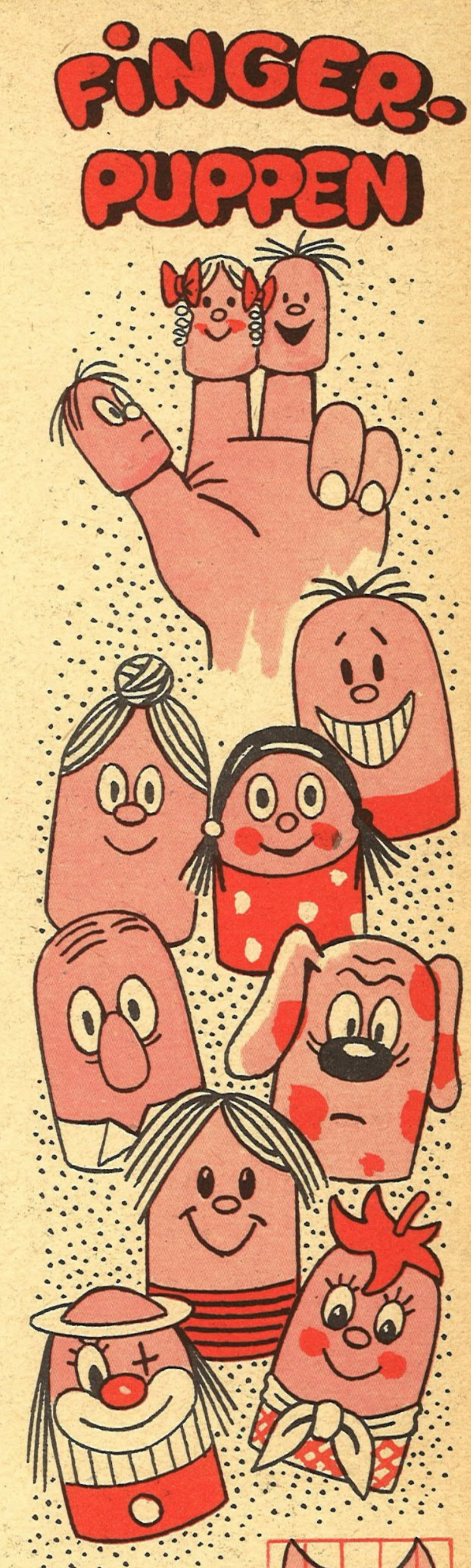
Ihr könnt sie am nächsten Pioniernachmittag vorführen.
Klebt euch vorher aus Papier drei Bänder, jedes etwa 1,50 m lang und ungefähr 2 bis 3 cm breit. Diese Streifen klebt so zusammen:

1. Ring: Die beiden Enden des Bandes klebt normal aufeinander.
2. Ring: Ein Ende erhält eine halbe Umdrehung.
3. Ring: Beim dritten Band bekommt ein Ende eine ganze Umdrehung. Die drei Abbildungen zeigen es euch.

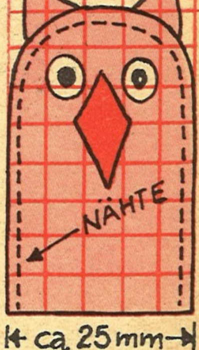
Bei der Vorführung nimmst du den Ring Nr. 1 und schneidest ihn mit einer Schere in der Mitte auf, so wie es die oberste Abbildung zeigt. Wie jeder bald sehen kann, hast du jetzt zwei Ringe in der Hand. Gebt zwei Zuschauern je einen Ring (Nr. 2 und 3), damit sie diese Ringe ebenfalls aufschneiden. Über das Resultat wird jeder erstaunt sein. Mehr wollen wir hierzu nicht verraten. Probiert es selbst!
Übrigens – die Ringe sollen so groß sein, damit niemand sehen kann, wie „verdreht" die Ringe sind.



FINGER-PUPPEN



MATERIAL: BUNTE STOFFRESTE, WOLLFÄDEN FÜR DIE HAARE – ODER ZEICHENPAPIER BUNT BEMALEN, DOPPELT AUSSCHNEIDEN.



Zeichnungen: Otto Sperling

Das ist es!

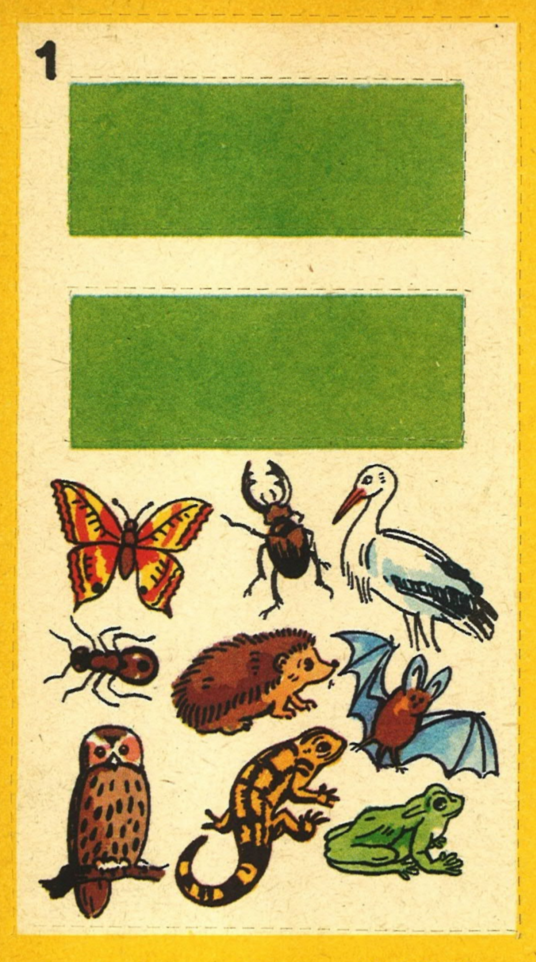
Nicht unter Naturschutz stehen die weißflügeligen Arten: Kohlweißling, Rübenweißling und Rapsweißling bei den einheimischen Tagfaltern.



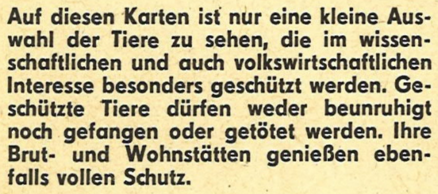
Zu den unter Naturschutz gestellten Tieren gehören: Igel, Maulwurf, Spitzmaus, Fledermaus und Biber; alle Vögel außer Eichelhähern, Krähen und Sperlingen. Ferner Eidechsen, Blindschleichen und Schlangen – Laubfrösche, Kröten, Unken – Rote Waldameisen, Hirschkäfer, Segelfalter und Apollofalter.



Die Roten Waldameisen vertilgen Schadinsekten und sind deshalb zur Erhaltung unserer Wälder besonders wichtig. Duldet nicht, daß Ameisenhaufen mutwillig zerstört oder beschädigt werden!



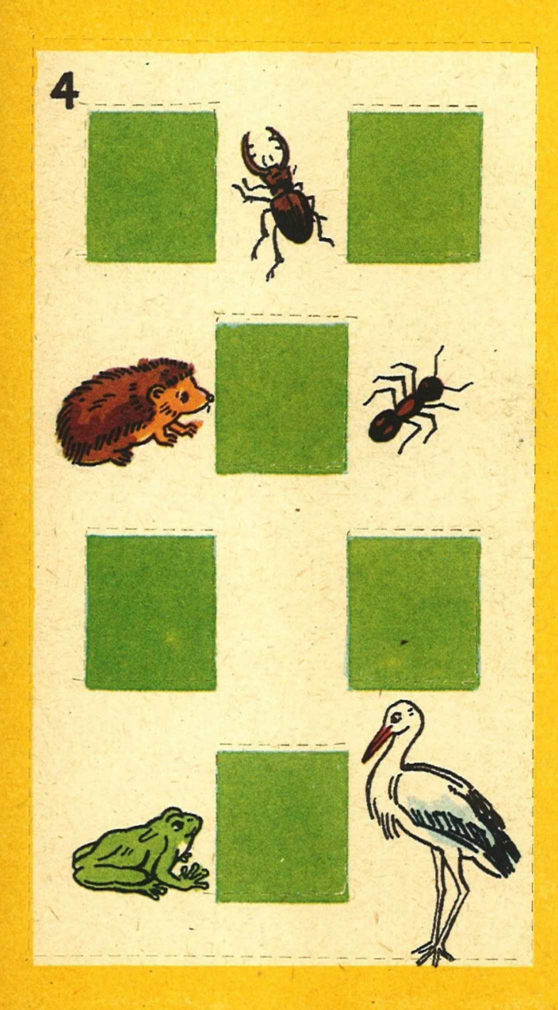


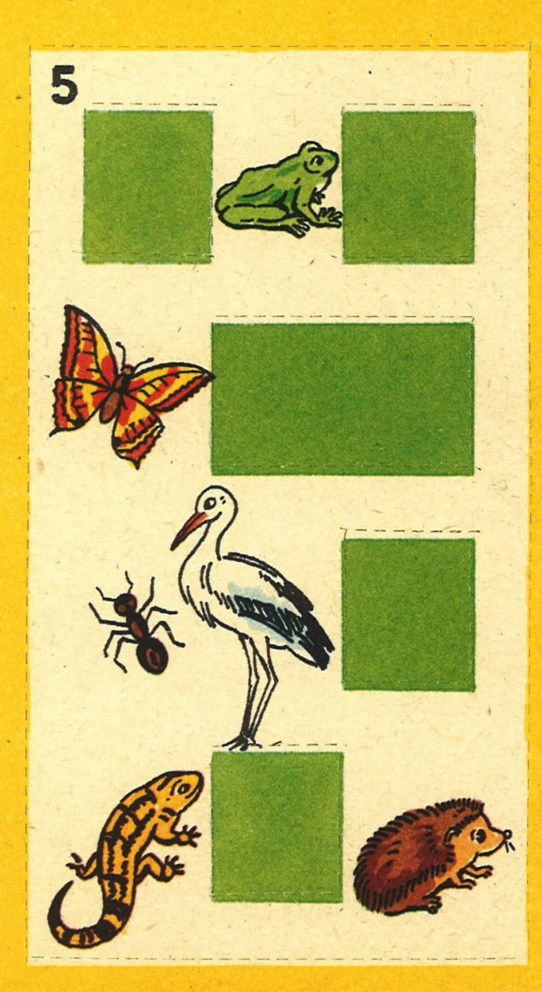




Die 6 Spielkarten und die darauf befindlichen grünen Felder brauchst du aus dieser vorgestanzten Seite nur auszubrechen. Ordne die Karten von 1 bis 6, oben soll die Karte 1 liegen. Dein Mitspieler merkt sich eines der auf Karte 1 abgebildeten Tiere. Lege nacheinander die übrigen Karten vor. Ist das gemerkte Tier auf Karte 2, wird sie auf Karte 1 gelegt. Ist es nicht darauf, wird die Karte so gedreht, daß die Zahl oben auf der Karte kopfsteht. Hast du alle Karten vorgezeigt, muß jetzt Karte 6 oben liegen.

Drehe das Kartenspiel um, in den Kartenausschnitten ist das gemerkte Tier sichtbar. Übe diesen kleinen Trick mehrmals, ehe du ihn vorführst!







Zeichnungen:
Richard Hambach

FRÖSI

5/81

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN





EIN KOSTBARES BUCH IST VERSCHWUNDEN! EINE ERSTAUSGABE VON GOETHES "URFAUST". DEM NACHBAR MEIER HABE ICH'S GELIEHEN. DER HAT'S VERLOREN, SAGT ER. UND NUN WILL ER ES NICHT EINMAL ERSETZEN.













WARUM?

DAS IST AUCH DIE FRAGE AN EUCH. WORAN ERKANNTEN TÜTE UND CO DEN SCHWINDEL? SCHREIBT DIE LÖSUNG AUF EINE POSTKARTE. SENDET SIE BIS ZUM 20. JULI 1981 AN "FRÖSI", 1026 BERLIN, PSF 43.

KENNWORT: "KRIMI 1"
UNTER DEN PFIFFIGSTEN EINSENDERN VERLOSEN WIR KNACKIGE PREISE!

AUFLÖSUNG IM AUGUSTHEFT



HIMMELBLAU LASST UNSRE FAHNEN WEHN!

WO SIE WEHN, DA WIRD ES VORWÄRTSGEHN!

Text: Helmut Preißler
Fotos: Günter Simon





FDJ



Da gibt's keine Knechte und keine Herrn,
da haben Schwarze und Weiße sich gern;
die Namen, die sie auf Tücher schreiben,
versprechen: Wir werden Freunde bleiben!

Und Tauben und Luftballons steigen empor.
In allen Sprachen singt da ein Chor,
der fordert, daß weltweit für jedes Kind
der Tag mit Milch und Frieden beginnt.



Denn da hat die Arbeiter-und-Bauern-Macht,
vereint mit der Jugend, großreinegemacht
und baut eine Welt, in der jeder Tag
so freundlich ist, daß man gern leben mag.



Da leben die Märchen in Holz und in Ton,
und manche leben in Wirklichkeit schon.
Wir Kinder malen und basteln nicht schlecht:
Für den Solibasar ist das Beste grad' recht.

Ein jeder Mensch kann der Zukunft vertraun.
Wer jung ist, der darf auf die Pauke haun
und helfen, daß sich sogar die Trägen
gutwillig etwas rascher bewegen.





So wachsen die Häuser, so wächst unser Glück,
denn keine Macht dreht die Zeit mehr zurück!
Gemeinsam schützen die Alten und Jungen,
was sie gemeinsam erbaut und errungen.

Wo die himmelblauen Fahnen wehn,
wird's voran zum Kommunismus gehn!

Spruchbandverse

Dreimal hoch die FDJ!
Sie hält Wort:
In Trattendorf und Sosa,
in Schwedt und Cottbus-Nord.

Dreimal hoch die FDJ!
Sie geht ran:
meistert Mikroelektronik
und den Turmdrehkran.

Dreimal hoch die FDJ!
Wo sie war,
hat sie gute Freunde:
von Vietnam bis Bar.

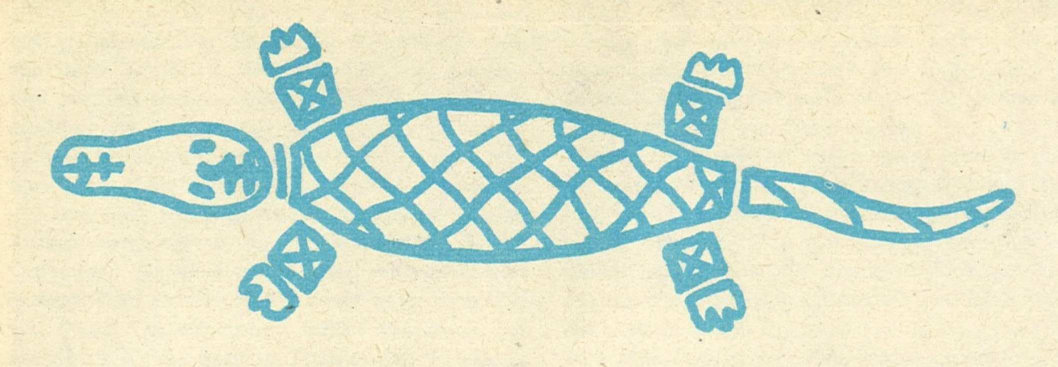
Dreimal hoch die FDJ!
Über alles geht
ihr die internationale
Solidarität.



NAMATJIRA

WALTER KAUFMANN

Mein Gegenüber in unserer Gesprächsrunde, er hatte sich als Journalist vorgestellt, wirkte nicht wie einer, der gewohnheitsmäßig plumpe oder gar böswillige Einwürfe macht – wacher Blick aus klugen dunklen Augen, die seinem bärtigen Gesicht zugleich auch einen warmherzigen Ausdruck gaben.
Trotzdem entgegnete ich ihm schroff, als er plötzlich wissen wollte, ob es denn unter den Ureinwohnern Australiens keine Journalisten gäbe. Konnte er wirklich so unwissend über die Lage jener Menschen sein, die wie die Indianer Amerikas von den Kolonisatoren mörderisch verfolgt, ihres Bodens beraubt und in Reservate gepfercht worden waren? Wußte er nicht, daß dieses dunkelhäutige Nomadenvolk der Aborigines auch, nachdem ihm in den sechziger Jahren formale Bürgerrechte eingeräumt werden mußten, auf dem Weg zur Gleichberechtigung kaum vorangekommen ist? Sie waren Jäger und Fischer geblieben, die wie zu Urzeiten mit Speer und Bumerang ihre Nahrung erbeuteten. Allenthalben hatte es eine kleine Schar von ihnen zu Tagelöhnern auf australischen Schaf- und Rinderfarmen gebracht – aber Journalisten? Auch die anderen in der Runde schienen sich inzwischen an der Frage zu reiben. Sie blickten verwundert und nicht wenig irritiert zu dem Mann hin, der sie gestellt hatte.
„Kein Journalistenauge könnte die Echsen auch nur aufspüren, die die Aborigines täglich in der Wüste zu jagen haben", sagte ich ihm. „Was ihre anderen Fähigkeiten angeht, und es gibt deren viele, möchte ich besonders eine hervorheben – wie diese Menschen zu malen verstehen! Eine phantasievolle und zugleich bedeutungsvolle Kunst. Das bezeugen ungezählte Entdeckungen in Höhlen und an Felswänden."
„In Höhlen und an Felswänden", wiederholte er leise, wobei mir allmählich dämmerte, daß er mit seinen Einwürfen einen bestimmten Zweck verfolgte.
„Nicht nur dort", entgegnete ich ihm, und berichtete von einem Aborigine namens Namatjira, der, nachdem ihn ein weißer Künstler, Rex Batterbee, dazu angeregt hatte, Aquarelle zu malen begann – Bilder, die ihn weit über die Grenzen seines Stammes hinaus berühmt gemacht und den Australiern der großen Küstenstädte eine Vorstellung von der erhabenen Schönheit der Wüstengebiete im Nordwesten gegeben hatten. „Doch längst ist Namatjira tot. Ich wünschte, Sie fragten mich, wie er, ehe er das siebenundfünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, umgekommen ist."
„Warum sollte ich Sie das nicht fragen?" sagte er. „Berichten Sie nur!"
Mir aber schien, daß ich mich der Wirkung meiner Rede beraubte, wenn ich Namatjiras Ende vorwegnahm und nichts von der Erfüllung sagte, die er beim Malen seiner Bilder gefunden hatte.
„Weder Geld noch Berühmtheit bedeuteten ihm etwas, obwohl ihm beides in reichlichem Maße zufloß", fuhr ich fort. „Namatjira verschenkte seine Einkünfte mit offenen Händen und machte nie auch nur das geringste von sich her. Er blieb, der er war – ein Bruder unter Stammesbrüdern, deren armseliges Lagerleben am Rande von Alice Springs, jener Stadt im Landesinneren, er bis zu seinem Ende teilte. Seine Befriedigung lag in der Arbeit, im Sichtbarmachen der Seele einer Landschaft, die seine Heimat war – violett im Morgenlicht die Felsen über der weiten Wüste, Bergketten unter hohem blauen Himmel, in dem lichte Wolken wie weitgezogene Federn schweben, und immer wieder die durstende Erde, und der zerklüftete Fels. Mehr und mehr Aquarelle entstanden unter seiner Hand, und er gab sie weg, wie er alles weggab, das er besaß. Zwar weigerten sich die Direktoren der Staatlichen Museen, seine Bilder in ihren Galerien auszustellen, doch verhinderte das nicht, daß sie an die Öffentlichkeit gelangten. In schlichte Rahmen gefaßt, schmückten sie bald die Wände von Arbeiterklubräumen in Brisbane, Sydney, Melbourne und Adelaide, tauchten als Reproduktionen in Kalendern auf, in Bildbänden oder als Ansichtskarten. So lange die Farben reichten, die Pinsel und die Pappe, blieb Namatjira die Lust und die Kraft für die Arbeit. Er malte unentwegt, bis ..."
Ich hielt inne und blickte mich um. Man hörte mir jetzt mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu, und längst vergessen schien jene wunderliche Frage, ob es denn unter den Ureinwohnern Australiens auch Journalisten gäbe.
„Bis er eines Tages nicht mehr war", schloß ich.
Woran Namatjira denn gestorben sei, wollten nun auch die anderen wissen.
„Zu jener Zeit noch gab es in Australien ein Gesetz, das die Aborigines, die Schwarzen des Landes, unter absolutes Alkoholverbot stellte. Auch wer Alkohol an sie abgab, machte sich strafbar – nie jedoch war ein Weißer für solche Geschäfte zur Verantwortung gezogen worden. Der Handel mit billigstem Fusel florierte weiter, und niemanden kümmerte es, wenn sich Aborigines daran zugrunde richteten. Sollten sie sich doch zu Tode saufen, solange sie es im Verborgenen taten und nicht unter dem Dach einer Kneipe! Nur ein ein-

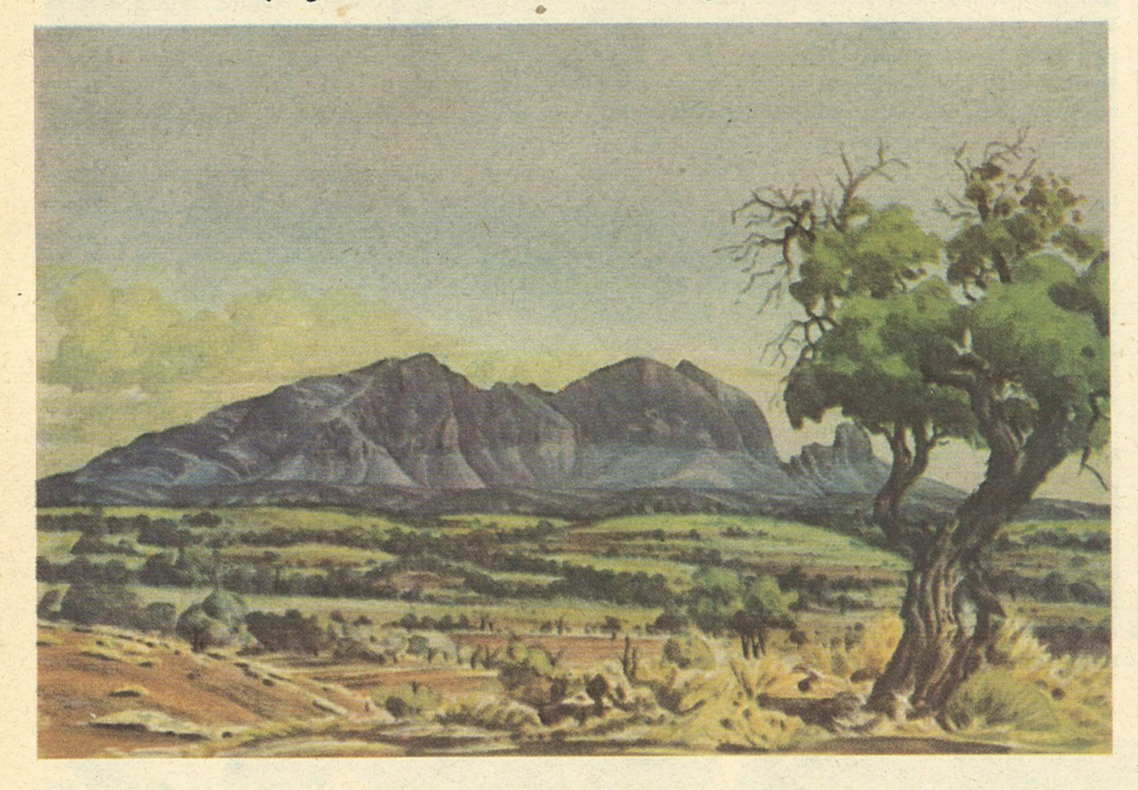


ziger Schwarzer wurde in den Kneipen von Alice Springs geduldet – Namatjira, dieser gutwillige, inzwischen weltbekannte Künstler. Für ihn wurde das Alkoholverbot sogar aufgehoben. Doch mit wem sollte er trinken? Die Weißen, denen er in den Kneipen begegnete, mieden ihn, und seine Stammesbrüder blieben ausgesperrt. Da tat er das Nächstliegende – er kaufte sich, wonach ihm verlangte und brachte die Getränke dorthin, wo er Gesellschaft fand, ins Aboriginelager am Rande der Stadt. Zwischen Vorurteil und Verrat jedoch ist es nur ein kurzer Schritt, und es dauerte nicht lange, da war die Polizei auf dem Plan. Namatjira wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und wegen Weitergabe von Alkohol an Schwarze zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Und als dann noch verkündet wurde, daß gegen das Urteil keine Berufung eingelegt werden könne, rief Namatjira voll unbändiger Verzweiflung dem Richter zu: ‚Dann machen Sie doch ein Ende mit mir! Erschießen Sie mich, oder geben Sie mir ein Gewehr, daß ich es selber tue!" Sechs Monate in Haft? Wollte denn keiner hier erkennen, daß der ganze Sinn seines Lebens nur in seiner Arbeit lag? Und die sollte ihm genommen werden! Für Namatjira muß es gewesen sein, als habe man ihm die Pinsel aus der Hand geschlagen, die Pappen zerrissen, die Farben im Wüstensand verscharrt. Als man ihn abführte, wandte er sich an der Tür noch einmal dem Richter zu. ‚Bringt uns doch alle um', schrie er laut. ‚Besser zu sterben als auf den Knien zu leben!' Es half nichts. Sein Protest verhallte wie ein Echo zwischen Felsen. Das Urteil blieb rechtskräftig, und Namatjira mußte sich der Strafe beugen. Eingesperrt in seiner Zelle siechte er dahin, Tag für Tag, Monat um Monat, und auch nach der Entlassung erwachten seine Lebensgeister nicht – er starb sehr bald."

„An Herzeleid wohl – die Demütigung wird ihn vernichtet haben!" hörte ich eine Stimme sagen. Ich blickte in die Richtung. Es war der Mann, der mich zweimal unterbrochen hatte.

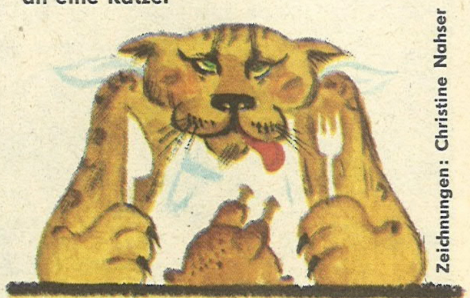
„In der Presse war von einem chronischen Herzleiden die Rede, von einer körperlichen Krankheit also und keiner seelischen – doch wird es gewesen sein, wie Sie sagen", erwiderte ich dem Mann. Er aber gab sich so, als brauche er die Bestätigung nicht. Lange blickte ich ihn an. Konnte es sein, daß er weit mehr wußte, als er vorgegeben hatte und mich mit seinen Einwürfen nur dazu bringen wollte, die Lage der australischen Aborigines, dieser von jeher bedrängten Minderheit des Landes, an einem Einzelschicksal zu verdeutlichen?

Landschaft bei Alice Springs im Landesinnern von Australien. Aquarell: Albert Namatjira.



Wußtest du schon...

... daß der Gepard Vögel und Nagetiere frißt, wenn er keine Antilope erwischen kann? Er drückt sich an den Boden und schleicht vorsichtig an sie heran. In dem Augenblick erinnert der Gepard durch seine Körperbewegungen und dadurch, wie er sich an den Boden drückt, mehr an den Wolf oder den Fuchs als an eine Katze.



Zeichnungen: Christine Nahser

... daß Pinguine durch dichte Federn und eine dicke Unterhaut-Fettschicht „warmgehalten werden"? Jedoch die Füße der Pinguine sind völlig nackt. Deshalb stehen Pinguine auf der Ferse und heben die Zehen hoch. Um das Gleichgewicht zu halten, stützen sie sich auf ihren festen, kurzen Schwanz.



... daß Schlangen genau genommen gehörlose Wesen sind? Auf den Schritt eines Menschen reagiert die Otter nur deshalb, weil sie mit dem ganzen Körper die Bodenerschütterung wahrnimmt. Das wichtigste Organ der Verbindung mit der Außenwelt ist die lange, schmale, am Ende gespaltene Zunge. Mit der Zunge nimmt die Schlange Gerüche auf, empfindet sie Wärme und erfaßt sogar Tonschwingungen.



Übersetzungen aus dem Russischen: Dagmar Regener

BAMBUSHÜTE



Fotos: Helmut Preißler

Auf dem Markt von Hanoi wimmelt es von Menschen und Waren. Das kribbelt und krabbelt durcheinander, daß es eine Pracht ist. Ein Paradies für die Flinksten der Welt – die Kinder. Während die Erwachsenen zwischen Geräten, Gerümpel und den Hunderten von Verkaufsständen umherschwitzen, springen Mädchen und Jungen pfeilschnell rund um die Körbe und Karren, die Geschäfte und Garküchen. Sie spielen Versteck in dieser hölzernen Stadt inmitten der Stadt, sie lassen sich nicht einfangen von den tausend Armen des riesengroßen Marktkraken. Aber: Viele Kinder stehen auch hinter den Obst-, Fisch- oder Bambus-Ständen, sie sind selbst Verkäufer, haben die Ware oft von weither über die fast zwei Kilometer lange Long-Bien-Brücke am Roten Fluß hinein in die Hauptstadt, hin zum Markt, getragen. Schüler helfen ihren Großeltern, die zu schwach und alt sind, um selbst auf den Basar zu kommen. Oder sie unterstützen die Mütter, während die Väter noch das Grün der Volksarmee tragen.

Hier auf dem Markt von Hanoi habe ich den Jungen Do kennengelernt. Er wohnt im Nordosten der Stadt, fast schon außerhalb ihrer Grenzen, und mehrmals in der Woche fährt Do mit seinem Fahrrad einige Kilometer, um Bambushüte zu verkaufen. Sein Rad müßtet ihr mal sehen, wenn es mit einer neuen Lieferung beladen ist! Jedem Verkehrspolizisten in Berlin, Leipzig, Erfurt oder Rostock würde es glatt die Sprache verschlagen, und er vergäße vor Überraschung, auf seiner Trillerpfeife Alarm zu schlagen. Hüte vorn, Hüte hinten – das gesamte Rad ist ein einziger Bambushut. Wo nur Do sitzt? Wie er sich nur durch den Verkehr der Hauptstadt steuert, deren Straßen immerhin Millionen von Fahrrädern füllen? Aber keine Angst, Do schafft es, er hat da so seine eigene Technik, die ich euch aber aus Sicherheitsgründen gar nicht erst verraten will ...

Do ist 11 Jahre alt, fast schwarz sind seine Augen, und schwärzer als schwarz, dabei seidig glänzend, sind seine Haare. Wie viele der Kinder Vietnams geht er meist barfuß, und im Sommer verkauft er seine Hüte auch schon ganz früh am Morgen, lange ehe die Schule beginnt. An so einem Morgen habe ich Do kennengelernt – natürlich beim Erwerb eines Bambushutes, den ich meiner Tochter Sabine mitbringen wollte. Wir sprachen mit Armen und Beinen, verständigten uns mit Handzeichen, Kopfnicken und Schulterzucken, und plötzlich griff Do in eine Tasche seiner abgeschabten Tuchhose. Zum Vorschein kam ein Pionierabzeichen aus der DDR, und Do sagte lachend „Lien xo!" Das bedeutet wörtlich übersetzt: Onkel Sowjetunion, und dieser Lieblingsgruß aller vietnamesischen Kinder gilt jedem aus einem sozialistischen Land – jedem sowjetischen Spezialisten, der vielleicht im Norden des Landes mit am Kraftwerk baut, jedem DDR-Bauarbeiter, der in der Hafenstadt Vinh vietnamesische Lehrlinge ausbildet oder einfach jedem Besucher zwischen Prag und Budapest, Sofia und Warschau.

Während Do Anstalten machte, seinen kleinen Marktstand für ein paar Minuten zu schließen – ich wollte doch unbedingt wissen, woher er das Abzeichen habe –, holte ich unseren Dolmetscher herbei, und los ging's mit der Geschichte des kleinen Do.

„Unsere Familie wohnt in einer kleinen Hütte oben an der Straße zu den Kalkbergen. Meine zwei älteren Brüder sind Soldaten, meine Mutter arbeitet auf den Reisfeldern der Genossenschaft. Auch Großmutter und Großvater wohnen mit in unserer Hütte. Ich gehe in die Schule, aber ich helfe auch viel im Haushalt und bin sehr oft hier auf dem Markt ... Schließlich bin ich zur Zeit gewissermaßen der Mann im Haus, Großvater ist zu kränklich für die Arbeiten in der Hütte und auf unserem kleinen Hof. Was mit meinem Vater ist? Der Krieg gegen die Amerikaner war schon lange zu Ende; Vati – er hatte im Süden des Landes gekämpft, und wir wußten mehrere Jahre nicht, wo er war – arbeitete wieder als Weber in einer Tuchfabrik in Hanoi. Eines Tages kamen Männer aus dem Betrieb zu uns in die Hütte. Sie hatten traurige Gesichter, und Mutter weinte. Ich

kam gerade aus der Schule. Die Männer sprachen von einer Explosion, von Agenten, von Kindern und von der mutigen Tat meines Vaters. Warum machten sie so traurige Gesichter, und warum redeten sie so langsam, wo es doch um eine mutige Tat meines Vaters ging? Das war doch für uns alle eine freudige Nachricht! Würde es eine Auszeichnung geben für meinen Vater? Solche Orden, wie er sie aus dem Krieg mitbrachte und in einer Ecke unserer Hütte, direkt unter dem Bild von Onkel Ho, angebracht hatte? Würde es gar extra Reis für die gesamte Familie geben? Wenig später weinte auch ich; ich hatte begriffen, was die Männer aus Vaters Betrieb für eine Nachricht gebracht hatten.

Im Werk war es Verbrechern gelungen, eine Bombe im neu errichteten Betrieb zu verstecken. Es war die Rede davon, daß sie viel Geld von Amerikanern bekommen hätten. Die Bombe war ausgerechnet in einer Ausbildungswerkstatt für Schüler untergebracht. Zum Glück erfuhren die Genossen von dieser Gefahr, und mein Vater erklärte sich gemeinsam mit ein paar Freunden, die bereits im Krieg Minen entschärft hatten, bereit, die Bombe zu beseitigen. Er kam dabei ums Leben.

Mein Vater ist mir immer Vorbild gewesen. Ich will so stark werden wie er, auch so fleißig und herzlich zu Kindern. Wenn ich groß bin, werde ich zu den Soldaten gehen. Die Sache mit der Bombe, so hieß es auch in der Schule, habe bewiesen, daß uns unsere Feinde nicht in Ruhe lassen wollen. Warum nur? Wir wollen doch in Frieden spielen, mit unseren Eltern zusammensein, lernen und erwachsen werden.

Das Schönste, was ich von meinem Vater besitze, ist eine Schmetterlings-Sammlung. Schmetterlinge und Kinder gehören zusammen, sagte mein Vater immer. Schmetterlinge sind ebenso schutzlos wie Kinder und lieben die Sonne, Süßigkeiten und das Spiel in den Pflanzen am Wasser. Mein Vater lehrte mich, solche Dinge zu lieben, an denen andere Menschen gleichgültig vorübergehen.

Als ich sieben, acht Jahre alt war, führte er mich oft hinaus in den Wald, ans Wasser und auf die Wiesen. Wir entdeckten die Natur, und das Wichtigste in dieser Natur waren die Schmetterlinge. Wenn es bei uns in der Schule heißt: Unsere Heimat ist das Wertvollste, und wir werden sie immer verteidigen, denke ich auch an die Schmetterlinge.

Ich bin es von klein auf gewohnt, im Haus mitzuhelfen, ja sogar Essen zu kochen. Seit einiger Zeit nun verkaufe ich Bambushüte auf dem Markt, und eines Tages war mein Fahrrad besonders überladen. In einer Kurve mitten in der Stadt rutschte ich aus, flog hin, und die Hüte kullerten in alle Himmelsrichtungen. Hinter mir war ein großer Lkw gefahren. Er mußte scharf bremsen, der Fahrer stieg aus und schimpfte. In einer Sprache, die ich nicht verstand. Er besah sich mein Fahrrad – die Pedalen waren verbogen – blickte





auf die Uhr und es sah aus, als wolle er mir andeuten, er habe keine Zeit, mir bei der Reparatur zu helfen. Wie sollte ich mein Zeug nun auf den Markt bringen? Wie könnte ich es dazu noch schaffen, pünktlich zur Schule zu kommen? Ich weinte. Plötzlich packte der Mann aus dem Auto mein Fahrrad, legte es auf den Lkw, sammelte selbst die Hüte auf, die zwischen den hin- und herfahrenden Fahrrädern, Autos und Straßenbahnen herumlagen und forderte mich auf, vorn in der Fahrerkabine neben ihm Platz zu nehmen. Wir fuhren zum Markt, und im Fahrtwind trockneten meine Tränen, als hätte es sie nie gegeben. Jetzt, wo Vater nicht mehr da ist und meine Brüder bei der Volksarmee sind, ist nämlich das Geld, das ich vom Markt mitbringe, sehr wichtig für unsere Familie. Zum Abschied schenkte mir der Mann mit dem fremden Lkw noch dieses Abzeichen. Als ich am Abend nach Hause kam, mit meinen Schrammen und dem kaputten Fahrrad sowie weniger Geld als sonst, fürchtete ich Schelte. Aber meine Mutter freute sich und meinte, Hauptsache, ich sei gesund und das Abzeichen sei von guten Freunden, die uns helfen, das zerstörte Land wieder aufzubauen. Seit dieser Zeit trage ich das Abzeichen immer bei mir, und unsere Lehrerin sagte, es stamme aus dem Land, aus dem auch viele Schulhefte kommen. Es sei ein Gruß der Pioniere aus der DDR."

Do lachte mich an, und ich kaufte noch einen zweiten Hut aus Bambus.

Ich wünsche unserem Freund aus Vietnam noch viele Schmetterlinge und immer gute Fahrt mit seinem schnellen Drahtesel. Wie ich Jungs so kenne, haben sie immer allerhand Kram in ihren Taschen, und vielleicht verliert Do eines Tages das Abzeichen aus der DDR. Aber was es symbolisiert, unsere Freundschaft, lebt für immer tief in den Herzen.

Hans-Dieter Schütt





Zeichnungen: Jutta Mirtschin

Wir fragen – ihr antwortet!
Ist Brot gleich Brot?
Korn gleich Korn?
Ertrag gleich Ertrag?
Eine Ähre gleich einer
anderen Ähre?

„Frösi"-Reporter berichten für euch über Getreide, entdecken Neues vom Brot.
Exklusiv für euch enthüllen sie das Geheimnis neuer Getreidesorten, sprechen mit Wissenschaftlern und Praktikern eines Institutes für Getreidezüchtung.
Lest darum unbedingt in Heft 6/81 den Beitrag

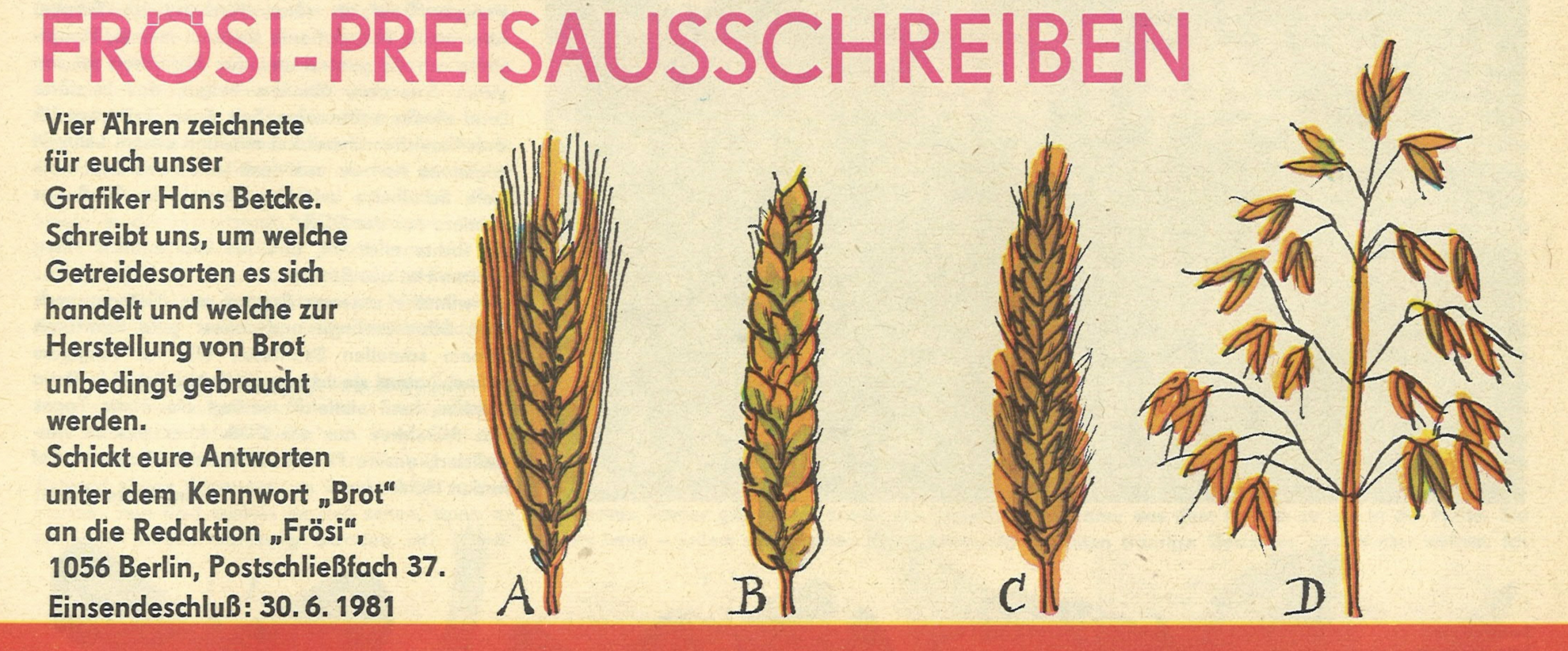
Wer macht Brot zu Brot?

Foto: Wolfram Schmidt

Zum gleichen Thema stellen wir euch heute die ersten Preisfragen:

FRÖSI-PREISAUSSCHREIBEN

Vier Ähren zeichnete für euch unser Grafiker Hans Betcke. Schreibt uns, um welche Getreidesorten es sich handelt und welche zur Herstellung von Brot unbedingt gebraucht werden.
Schickt eure Antworten unter dem Kennwort „Brot" an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.
Einsendeschluß: 30. 6. 1981



Zeichnungen: Richard Hambach

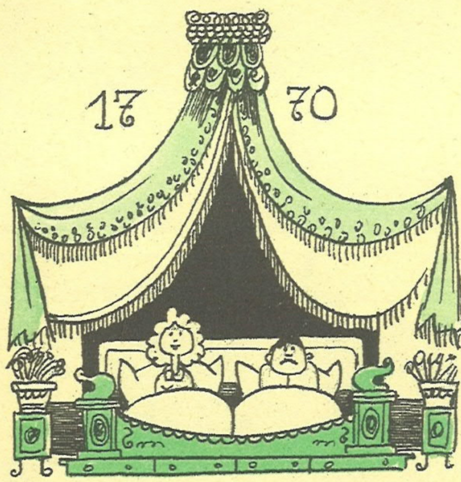
Bettgeschichten

Nie hätte ich mir träumen lassen, daß ein einfaches, ganz normales Bett die „Frösi"-Leser zu Hunderten zu Bleistift und Papier greifen läßt. Erinnert ihr euch? Vor genau einem Jahr fragte ich: „Wieviel Berufe sind notwendig, damit ein Bett gebaut werden kann?"

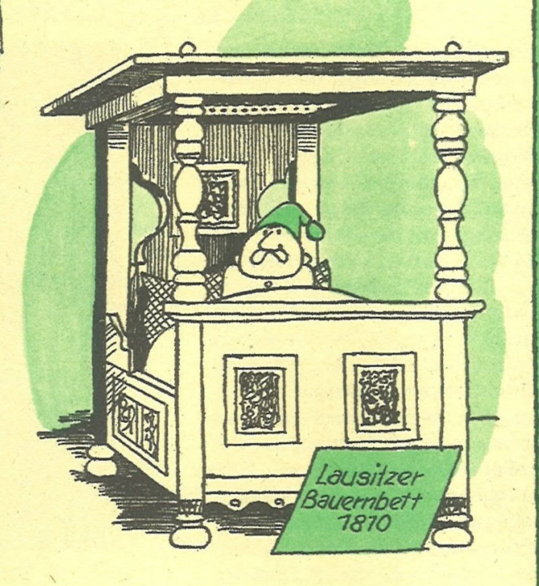


Eigentlich hätte jeder von euch, der auf meine Frage geantwortet hat, einen Preis verdient! Warum? Na, ganz einfach, weil alle von euch genannten Berufe für den Bau eines Bettes notwendig sind. Aber ich will mal ganz von vorn anfangen.
Also: Die ersten Betten gab es vor rund 5 000 Jahren. Im Orient, Ägypten und Umgebung entstanden diese „Ruhepolster".
Die Handwerker im alten Griechenland hatten dann schon etwas mehr auf dem Kasten. Ihre geschnitzten und gedrechselten Holzrahmen wurden mit Gurten bespannt, und darauf legten die stolzen Besitzer Kissen und Decken.
Das Bett war bereits seit 3 000 Jahren bekannt, als es endlich auch als Schlafstätte in Mitteleuropa Einzug hielt. Zuvor schlief man auf „Betten" aus Lehm oder Holzbalken, die in einer Hausecke fest eingebaut waren.
Im Mittelalter und noch weit darüber hinaus, sahen die Betten dann ganz anders aus. Es waren geschlossene Gehäuse mit festen Wänden, hohen Vorhängen und einem „Himmel" oder Baldachin. Außerdem waren sie so hoch gebaut, daß man einen Tritt oder sogar eine kleine Leiter benötigte, um in sie hineinzukriechen.
Auch das Schlafen an sich funktionierte anders als heute. Die Betten waren sehr kurz, und am Kopfende lagen viele Kissen, so daß fast im Sitzen geschlafen wurde.
Erst im 17. und 18. Jahrhundert wurden die Betten länger und niedriger. Das 18. Jahrhundert brachte außerdem die ersten Federbetten und im 19. Jahrhundert kamen die Spiralfedermatratzen auf. Viele, viele Berufe, Materialien und Techniken waren inzwischen notwendig geworden, um die Betten herzustellen.

RÖMISCHES BETT um 100 v.u.Z.



Aber noch lange nicht hatte jeder sein eigenes Bett. Wie mit so vielen anderen Dingen war es auch hier: Nur die Reichen konnten sich eine weiche Schlafstatt leisten, und diejenigen, die in den Fabriken arbeiteten oder die Felder bestellten, schliefen wesentlich härter.
Heute ist das ganz anders. Wir gehen einfach in den Laden und sagen: „Guten Tag, ich möchte bitte ein Bett."
Und nun steht so ein nagelneues Ding in meiner Wohnung. Ich leg mich drauf und staune. Was da alles dran ist! Möbelplatten, Schrauben, Schaumgummi, Plastekappen, Stahlfüße und Holzdübel, Knöpfe und Garn. Aber: Wie macht man Schaumgummi, wie entstehen Farbe und Garn, wer bohrt die Löcher in die Knöpfe und wer fummelt die Schrauben so schön spitz? Ich sehe Millionen fleißige Hände. Und alle arbeiten irgendwie an meinem Bett. Natürlich sind das in erster Linie die Bettenbauer, die Möbeltischler, die Textilarbeiter. Aber da sind auch die Chemiearbeiter, die das Erdöl verarbeiten, Metallurgen, die den Stahl schmelzen, Energiearbeiter, die den elektrischen Strom erzeugen, da sind die Wissenschaftler, die sich Verfahren zur Herstellung von Schaumgummi ausdenken, Bauarbeiter, die einen Textilbetrieb errichten und die Wohnungen bauen, in denen die Arbeiter wohnen können. Da sind die Seeleute, die das Holz transportieren, Direktoren, die alles leiten und organisieren, da sind die Verkäufer und die „Geldhersteller", damit ich das Bett auch bezahlen kann, die Verkehrspolizisten, die den Verkehr regeln, Ärzte, Straßenbahnfahrer und, und, und ...
Wer betreut eigentlich die Kinder der Leute, die mein Bett bauen, wer bringt ihnen Lesen, Schreiben und vieles mehr bei? Wer bildet sie zu Facharbeitern aus und wer sorgt dafür, daß die Arbeiter viel und gut zu essen haben?
Das alles soll in meinem so harmlos aussehenden Bett stecken? Heißt das etwa, daß die ganze Gesellschaft irgendwie an meinem Bett mitarbeitet? Ja, ja, und nochmals ja! Mein Bett kann nur gebaut werden,



wenn jeder in unserer Republik kräftig mit zupackt. Und so ist das auch mit allen anderen Dingen, die produziert werden!
Jetzt guckt ihr wahrscheinlich genauso dumm aus der Wäsche wie ich, als ich meinem Bett auf den Grund gegangen bin. Am besten ist, ihr überschlaft es mal.
Na dann, gute Nacht!

Euer Tüte

MÄNNER UM DAS SCHWARZE GOLD

Charlotte Groh

Fotos: Wolfram Schmidt
Zeichnung: Jürgen Schumacher



Sie sind mehr als Goldgräber und Goldsucher vom Schlage der einstigen Alaskafahrer. Sie fahren Tag für Tag morgens gegen fünf Uhr mit dem Werkbus zu ihrer Schicht, nach Schwarze Pumpe. Sie kommen aus Hoyerswerda, Senftenberg oder den Dörfern ringsum, die zehn Männer der Jugendbrigade „John Schehr". Zehn von über eintausend Schlossern, Maschinisten, Mechanisatoren, die die riesigen Anlagen des Kombinates warten, instandhalten, reparieren, auch rekonstruieren und modernisieren. Sie kennen sich aus mit Maschinen. In einem Betrieb, in dem ein großer Teil der Arbeit von Maschinen geleistet wird, sind Männer wie sie unentbehrlich. Immer sind Menschen klüger als die ausgeklügeltsten Maschinen, das hatten wir bei unserem letzten Besuch in Schwarze Pumpe erfahren.

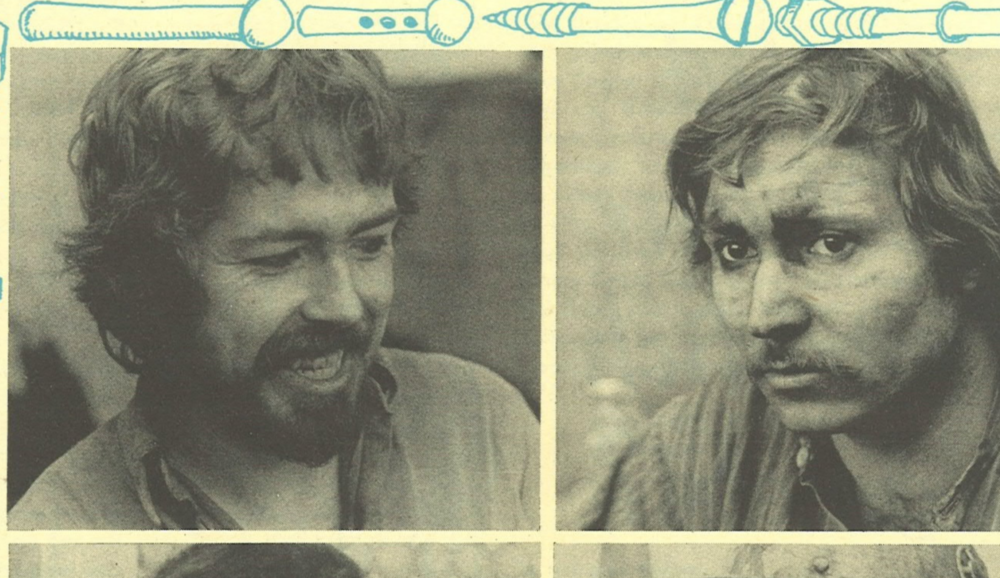
Nun aber wollen wir mehr wissen über Männer, die solche Maschinen auf Herz und Magen prüfen und in Gang halten und auf diese Weise mithelfen, das Schwarze Gold, Kohle zu veredeln – zu Koks, Gas und Strom, uns allen zum Nutzen.

Unsere Männer von der Jugendbrigade „John Schehr" haben schon



dieses veredelte Schwarze Gold vor sich, auf Sieben und Bändern, den noch warmen Koks aus den Öfen der Kokerei. Wir gehen mit ihnen ihren täglichen Gang durch das sechsstöckige Haus, das über Rohrleitungen und Gerüste mit der Kokerei direkt verbunden ist, entlang der Förder- und Verladebänder, entlang der Siebe und Seile. Verschiedene Siebe, von etwa sechs bis über fünfzig Quadratmeter groß, trennen den Koks in feinen und grobkörnigen, der grobkörnige sei der begehrteste, sagen die Männer, weil er den größten Heizwert habe. Förderbänder, insgesamt fünfunddreißig, manche an die sechzig Meter lang, transportieren den gesiebten Koks zu den Waggons. Vierzigtausend Tonnen dieses Schwarzen Goldes verlassen täglich das Kombinat.

Wir sind von einer Wolke aus braunem Staub umhüllt. Wir heben die Füße, als hätten wir Hindernisse zu überwinden. Staub vernebelt die Sicht. Sonne macht Staub sichtbar wie eine Wand. Der Frühling sei die beste Zeit, sagen die Männer, im Winter mache ihnen der Wind zu schaffen, im Sommer die Sonne, wenn zu dem Koks aus den Öfen die Mittagshitze kommt, dann fange das Schwarze Gold zu flimmern an. Wir reden laut, damit wir den Lärm der Siebe und Bänder übertönen. Einer der Männer scheint in den Krach hineinzuhorchen. Der Klang ist gut, sagt er, haben die Siebe ein Loch, fangen die Bänder an zu kreischen und zu poltern. Mit einem Schraubenschlüssel zieht er Muttern fester, prüft Halterungen und Streben und geht hinüber zu den Seilen. In der Werkstatt legen wir Helm und Schutzjacke beiseite, klopfen den Staub von den Sachen. Wir sind eben nicht aus Schokolade, meinen da die Männer, wir sehen nur so aus, und sie greifen nach ihren Milch- oder Brauseflaschen. Staub macht durstig.







Die Zeit der Zugvögel ist vorüber

Artur Zauske
40 Jahre

Als ich vor beinahe zwanzig Jahren aus Salzwedel nach Schwarze Pumpe kam, warf mancher schon bei den ersten Schwierigkeiten den Schraubenschlüssel in den Dreck und zog weiter. Die Zeit der Zugvögel ist vorüber. Wir brauchen Leute, die durchhalten, auch wenn's mal hart kommt. Wir sind in der Brigade alle Facharbeiter, einer muß sich auf den anderen verlassen können. Wir arbeiten nach einer Kollektivnorm, wir haben sie selbst mitaufgestellt. Bummelei von einem müßten alle bezahlen. Ich arbeite am liebsten am Feinsieb, da hab ich Erfahrung. So hat jeder seine Spezialstrecke, gibt es Probleme, beraten wir uns gegenseitig. Am Ende jeder Schicht legen wir den Einsatzplan für den nächsten Tag fest. Der Arbeitsablauf muß gesichert sein. Fällt ein Sieb oder ein Förderband aus, wie heute morgen, ziehen wir durch, voll, über die Pause und über den Feierabend. Es könnte sonst passieren, daß vor unseren Fenstern Berge wachsen aus Koks, während die Waggons leer bleiben. Für uns alle zu kostbare Berge. Schwarzes Gold hat seinen Preis.

Wir haben's gepackt

Meinrad Spilliecke
22 Jahre, FDJ-Sekretär

Jugendbrigade sind wir seit 1975. Der Anstoß kam von Jürgen, er brachte den Gedanken wohl mit von der FDJ-Leitung aus der Kokerei. Naja, haben wir zuerst gesagt, und so alle Vor- und Nachteile erwogen. Hand und Fuß muß so eine Geschichte schon haben. Ich meine, nur auf dem Papier stehen, das ist keine Sache für uns. Dann haben wir gedacht, wir können das schon packen, und haben's gepackt. Der Jürgen, unser Brigadechef, hat die Zügel fest in der Hand. Voriges Jahr sind wir „Hervorragendes Jugendkollektiv der DDR" geworden. Nicht, daß das für uns das Wichtigste wäre, aber immerhin wird man so was nicht alle Tage. Da muß die Arbeit schon stimmen, und da müssen bei uns alle ran, auch die Lehrlinge. Arbeiten lernt man nur beim Arbeiten.

Wer arbeitet, soll auch feiern

Erhard Schiemens
30 Jahre, Lehrfacharbeiter

Man könnte meinen, wir seien schon alte Herren, dabei sind wir zusammengenommen noch keine dreihundert Jahre alt. Wir haben eine gute Gewohnheit in unserer Brigade: Wir feiern runde Geburtstage gemeinsam. Uberhaupt machen wir in der Freizeit vieles zusammen, zum Beispiel gehen wir alle zum Vogelschießen, immer im September, hier in der Lausitz ein alter Volksbrauch. Mit Pfeil und Bogen ist ein großer Vogel aus Holz vom Baum zu holen. Wer den letzten Schuß hat, ist Schützenkönig. Außerdem spielen wir Tischtennis, laufen Ski. Im Sportfernwettkampf der Jugendbrigaden waren wir Bezirkssieger. Wir haben alle unser Hobby, der Erhard züchtet Fische und Kakteen, der Thomas liest historische Romane, ich spiele Fußball, aktiv natürlich. Und außerdem sind wir beinahe alle Väter, und das sehr gern, immerhin haben wir zwölf eigene Kinder in der Brigade und nun noch über zwanzig fremde. Ich meine, unsere Patenklasse. Zuerst waren wir nicht sehr begeistert, eine siebente Klasse, die werden uns ganz schön auf die Finger gucken, dachten wir. Sollen sie ruhig, aber wir wollen auch wissen, was sie so treiben. Deshalb sind wir recht oft in der Schule, der Erhard ist unser „Brigade-Vater". Bei Schwimmfesten und Faschingsfesten fehlen wir nie, und auch für die Disco sind wir uns noch nicht zu alt. Wer arbeitet, soll auch feiern, fröhlich sein und singen, und Lieder fallen uns allemal ein.

Erwin ist unser Afrikaner

Thomas Nitsch
24 Jahre

Wir haben beinahe alle hier im Kombinat gelernt. Die meisten waren schon bei der Armee, und ich werde nun bald zum Reservedienst geholt. Vollständig sind wir selten. Zwei von uns, der Gerhard und der Ernst, sind jetzt im Kombinat Espenhain, sie arbeiten dort für ein Vierteljahr in der Schwelerei. Die Kollegen brauchten unsere Hilfe. Zu Erwin, unserem ehemaligen Brigadeleiter, haben Genossen gesagt: Deine Brigade kommt ein Jahr ohne dich aus. Du wirst für unsere Freunde und für uns in der Volksrepublik Moçambique arbeiten. Erwin fehlt uns, aber wir sind auch stolz, daß er einer aus unserer Brigade ist. Erwin ist unser Afrikaner. Solidarität hat viele Gesichter.

Jede Idee zählt und zahlt sich aus

Erhard Kühnelt
25 Jahre

Wir arbeiten mit den Händen, das heißt aber nicht, daß wir unseren Kopf nicht brauchen. Der X. Parteitag der SED und das XI. Parlament der FDJ haben uns aufgerufen, Reserven zu erschließen und dabei alle Möglichkeiten auszuschöpfen. Wir haben uns Gedanken gemacht, wie wir mit weniger Aufwand mehr produzieren können. Jede Idee zählt und zahlt sich aus, wenn wir aus den Maschinen alles herausholen, was sie leisten können. Bei uns wurde der Umbau eines Siebes notwendig, eine Rekonstruktionsaufgabe. Wir machten unsere Vorschläge. Jetzt haben wir Feinkoks, wie er im Kaltwalzwerk Eisenhüttenstadt zur Einsparung von Erdöl gebraucht wird. Den Nutzen davon haben wir alle. Erfolge fallen niemandem in den Schoß, und Arbeit ist nicht immer ein Spaziergang, aber ich habe schon erlebt, daß die Freude umso größer ist, je größer die Anstrengung war. Wer Mühen scheut, wird vielleicht nie erfahren, wie stark er sein kann.

*

Die Männer gehen wieder an die Bänder und Siebe. Die Öfen der Kokerei spucken Koks aus ohne Pause.

Hat Timur wirklich gelebt?

HANSGEORG MEYER



Spätabends dringt „Ataman" Mischka Kwakin mit seiner Bande in den fremden Obstgarten vor, den warnenden roten Ölkreide-Stern am Zaun mißachtend. Es kommt nicht zur Plünderei, nur zu einem kurzen Kampf. Timur und sein Trupp hielten Wacht.

Im Morgengrauen schleppt die alte Frau Wasser vom Brunnen zu dem Trog vorm Haus. Sonst hat ihr Sohn Wasser getragen, doch der steht jetzt an der Grenze. Sie will den Eimer auskippen – der Trog läuft über. Wer hat ihn bei Nacht gefüllt? Am Zaun ein roter Stern: Dieses Haus steht unter Timurs Schutz.

Timur und sein Trupp – haben sie jemals gelebt?

Daß sie heutzutage lebendig sind in zehntausend Timurtrupps vom Harz bis nach Wladiwostok, auch daß sie schon vor zwanzig und dreißig Jahren am Werke waren, ist noch kein Beweis. Der Timur, von dem wir im Buch lesen – der Trupp, der die Timurbewegung ins Leben gerufen hat – hat es ihn wirklich einmal gegeben?

*

Im Jahre 1918, die Sowjetmacht ist noch kein Jahr alt, und sie wird von schier übermächtigen Heeren bedrängt, bittet ein junger Bursche um Aufnahme in die Rote Armee. „Wie alt sind Sie?" – „Sechzehn, Genosse Kommissar!" Er war vierzehn, aber erst ab sechzehn nahmen sie Freiwillige auf. Sie glaubten ihm, denn er war lang, sehnig, hatte ein offenes Gesicht, vertraueneinflößend. Sie schrieben ihn ein: Arkadi Petrowitsch Golikow, Rotarmist. Er war fünfzehn, da befehligte er die Kompanie. Mit sechzehn führte er das Regiment. Er kämpfte gegen Weißgardisten, Interventen und Banditen.

„Mitunter kam es vor, daß man sich umdrehte, aus dem Fenster sah und dachte: Es wäre eigentlich reizvoll, jetzt den Säbel abzuschnallen, die Pistole abzugeben und hinauszugehen, um mit den Jungen Ball zu spielen!" so erinnert er sich Jahre später. Er wurde verwundet, wurde verschüttet. Er war zwanzig, da kam es zu einem heftigen Auftritt: Regimentskommandeur Golikow protestiert gegen einen Befehl. Er gehörte mit Leib und Seele zur Truppe. Golikow protestierte gegen seine Entlassung.



Als Rotarmist im Jahre 1919

Die Entlassung ließ sich nicht vermeiden. Er war infolge der Verschüttung schwerkrank, invalid. „Ich bin kerngesund!" rief er, doch diesmal ließen sie sich nichts vormachen. So verlangte er einen Sonderauftrag, und den kriegte er. Einen ähnlichen Auftrag hatte noch keiner vor ihm übernommen.

Aus dem Rotarmisten Golikow wurde der Schriftsteller Arkadi Gaidar.

„Damals begann ich zu schreiben", so erzählt er später. „Wahrscheinlich, weil ich in der Armee selbst noch ein Junge gewesen war, wollte ich den neuen Jungen und Mädchen erzählen, wie alles begonnen hatte."

1926 erschien seine erste Erzählung. Die Kinder lasen, und sie spürten: Das hier ist nichts Ausgedachtes, das muß erlebt sein, das ist ganz und gar wahr! Jedes neue Buch nahmen sie mit neuem Heißhunger her: „Die Feuertaufe", „Der rote Reiter", „Das Schicksal des Trommlers", „Ferne Länder", „Die himmelblaue Tasse", „Tschuk und Gek", jedes Jahr mindestens ein neues Buch, und keines enttäuschte sie. Dieser Arkadi Gaidar, so sagten sie sich, muß uns durch und durch kennen. Vermutlich ist er selber wie wir?

Sie vermuteten völlig richtig. Die Moskauer Kinder aus seinem Hof zum Beispiel machten sich nichts draus, daß Arkadi Petrowitsch mit der Rotarmistenbluse von Beruf Schriftsteller war; ihnen galt er als Freund und Kommandeur. Sie lauerten darauf, verzwickte Aufgaben von ihm zu bekommen.

Der sowjetische Dichter Konstantin Paustowski erinnert sich: „Mein Junge war sehr krank, und wir bemühten uns um eine Arznei, die nirgends aufzutreiben war. Gaidar ging ans Telefon. ‚Schickt mir sofort alle Jungen aus unserem Hof, ich warte.' Zehn Minuten später stand im Treppenhaus ein Dutzend aufgeregter und atemloser Jungen.

‚Paßt auf', sagte Gaidar und erklärte die Sachlage. ‚Ausschwärmen in alle Apotheken nach Süden, Osten, Norden und Westen. Meldung telefonisch hierher. Klar?' – ‚Alles klar, Arkadi Petrowitsch!'

Und bald kamen die Meldungen.

‚Die Apotheke in der Marossejka hat es nicht!' – ‚Weitersuchen!' Gaidar saß am Telefon wie der Kapitän auf der Kommandobrücke. Nach vierzig Minuten: ‚Ich hab es!' Eine begeisterte Kinderstimme. – ‚Wo?' – ‚In der Marjina Roschtscha!' – ‚Sofort her mit dem Zeug!' Und kurz darauf war die Arznei da.

Bald ging es meinem Jungen besser. ‚Na?' fragte mich Gaidar, ‚wie gefällt dir mein Trupp?' Aber ein Dankeschön ließ er nicht gelten. Er konnte böse werden, wenn man sich bei ihm für seine Hilfe bedankte."

Ein gelungener Timureinsatz, würden wir heute sagen. Aber dieser Vorfall spielte sich 1938 ab, als noch kein Mensch wußte, was das ist: Timureinsatz, zwei Jahre vor dem Erscheinen des Buches von Timur und seinem Trupp.

Wer allerdings heute von dem Vorfall liest und dazu das Buch kennt, dem kommen gewisse Ahnungen. Es ist sehr viel Ähnlichkeit zwischen dem Gaidar am Telefon und dem Timur auf seinem geheimen Befehlsstand, der die Signalleinen nach Süden, Osten, Norden und Westen betätigt, sehr viel Ähnlichkeit zwischen dem Gaidar, der keinen Dank verträgt, und dem Timur, der lieber ungerechte Tadel erträgt, als daß er das Geheimnis seines Trupps lüften würde.

Es gibt aber noch mehr Ähnlichkeiten, zum Beispiel zwischen dem alten Soldaten Gaidar und Timurs Onkel Georgij, dem Laienschauspieler, der die Rolle eines alten Soldaten probt. In dieser Rolle und im Kostüm des Alten singt Onkel Georgij ein sehr ernstes Lied:

> „Die Sorge, sie drückt mir
> das Herz so schwer –
> rings lauert der Feind.
> Schlaf nicht, mein Land!"

Er hat eine Vision:

> „Es packt mich ein fürchterlich Ahnen,
> als drängten sie wieder
> in unser Land ..."

Es scheint um die Jahre 1939/40 wirklich so manchem, als wären die Grenzen des Sowjetlandes sicher; den erfahrenen Soldaten Gaidar aber bedrücken Ahnungen. Es sind seine eigenen Sorgen, die aus dem Lied des Onkel Georgij klingen. In Mittel- und Westeuropa tobt der zweite Weltkrieg. Hitlers finnische Verbündete richten ihre Ferngeschütze auf Leningrad. Es kommt zu einem Feldzug von wenigen Monaten, doch die sind opferschwer. Familien ohne Väter, Mütter ohne Söhne. Die Kinder verlangen von den Erwachsenen: Gebt uns Aufgaben, wir können helfen, ihr braucht uns nämlich!

Mitten in dieser Situation, im Jahre 1940, erscheint „Timur und sein Trupp", Gaidars letztes und schönstes Buch. Was es bewirkt, das hatte nie zuvor ein anderes Buch vollbracht: Eine Geschichte wurde zur Wirklichkeit, ein literarischer Held trat vor die Kinder eines Volkes hin: Pioniere, Achtung! Alles hört auf mein Kommando! Ausschwärmen nach Süden, Osten, Norden und Westen – Hilfe bringen, wo Hilfe not tut! Es hatte bis zu dieser Stunde keine Timurtrupps gegeben; sozusagen über Nacht entstand die Timurbewegung.

Seit eh und je sind gute Geschichten von Kindern nachgespielt worden, ob „Robinson" oder „Huckleberry Finn". Immer war das Spiel allerdings Spiel geblieben und hatte an der Welt höchstens ein paar Fensterscheiben verändert. Wer aber den „Timur" nachspielte, der stellte erstaunt fest: Er spielte, jawohl – und zwar spielte er eine gesellschaftliche Rolle!

Es fanden sich Tausende von Timurs im Land: selbstbewußt, willensstark, ernst und voll Witz, kühn und einfallsreich Es fanden sich freilich auch allerlei Mischka Kwakins als Widersacher. Es fanden sich Schuppen, Keller, Höhlen, Grashütten als Kommandostand – und vor allem fanden sich Aufgaben, heimlich sozialistische Hilfe zu leisten, Aufgaben, bergehoch.

Ein Jahr alt war der „Timur", als der Feind zu den Grenzen hereinbrach. Jeder weiß, welch schwere Not die faschistischen Heere über das Sowjetvolk brachten. Wieviel von dieser Not die Tausende Trimurtrupps zu lindern halfen, hat noch keiner errechnet. Sie schleppten nicht nur Wasser für alte Frauen, behüteten nicht nur Obstplantagen vor Plünderern; das war wichtig. Aber sogar im Rücken des Feindes leisteten sie Timurhilfe, so für die Partisanen in der besetzten Stadt Kiew.

Das hat Gaidar nicht mehr erlebt.

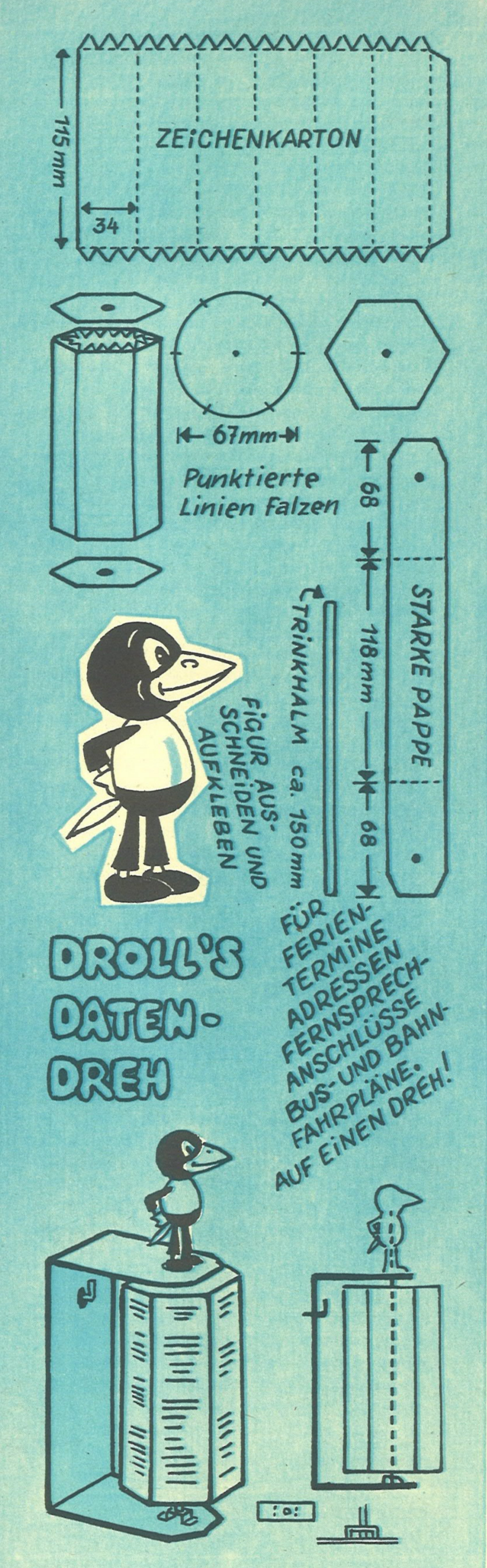
Er hatte verlangt, wieder an die Front gehen zu dürfen. Vergebens beschwichtigten sie ihn: „Arkadi Petrowitsch, Sie führen längst Ihre eigene Armee! Die Timur-Armee wartet auf Ihr festes und richtiges Wort!" – „Ich werde für sie schreiben", erklärte er und fuhr als Frontkorrespondent der „Komsomolskaja Prawda" hinaus. In der Ukraine geriet sein Truppenteil in einen Kessel. Die Kämpfer formierten sich zu einer Partisaneneinheit, und als Partisan ist Arkadi Gaidar im Oktober 1941 bei einem Erkundungsvorstoß gefallen.

Was wirklich wahr ist an „Timur und sein Trupp"? Schlicht gesagt: alles. Konstantin Paustowski schrieb, Gaidars erstaunlichste Eigenart sei es gewesen, „daß sich sein Leben in keiner Weise von seinen Büchern loslösen ließ. Sein Leben war sozusagen die Fortsetzung seiner Bücher – und meist auch ihr Ursprung."

Mit seinem Sohn im Jahre 1939

(Die Zeichnungen entnahmen wir dem Band: „Die Spur der Kühnen", erschienen im Kinderbuchverlag)

Fotos: JW-Bild/Repro
Zeichnungen: Kurt Zimmermann





Slalom

GERDA WEINERT

Am Wandertag waren wir mit den Fahrrädern unterwegs. Da wollte ich endlich allen beweisen, was ich für ein Tempomacher bin. Denn seit unserer Fahrt im vorigen Jahr habe ich mächtige Fortschritte gemacht. Sogar Herr Höfel, unser Klassenleiter, wußte inzwischen, daß ich Radrennfahrer werden will. Trotzdem verlangte er, daß ich als sein Vordermann fuhr. Und er radelt immer ganz hinten, weil er Überblick haben muß.

Ausgerechnet die dicke Marion, von der man sowieso immer denkt, die schläft gleich ein, durfte erster sein. Und überholen gab's bei Touristenreihe nicht. Das war klar.

Herr Höfel schien mir den Ärger von hinten anzusehen. Denn plötzlich sagte er: „Mußt du verstehen, Rennfahrer. Wärst du vorn, würde uns bereits nach fünf Kilometern die Puste ausgehen."

Daß er das eingestand und mich auch noch Rennfahrer nannte, war ein bißchen wie ein Pflaster aufs Schlimme.

Also trudelte ich im Mariontrott dahin und träumte von winkenden Menschen am Straßenrand, von Zielstreifen, von Siegertrikots und lauter solchen Sachen.

Ich dachte auch nach über mein Training. Längst hatte ich mir allerlei Schwierigkeiten ins Programm eingebaut. Den Slalom zum Beispiel. Fällt man nämlich bei einer Etappe mal zurück, wegen Panne, muß man sich durchschlängeln können, um wieder nach vorn zu kommen. Ob man rechts überholt oder links, ist einerlei. Den Slalom probte ich jeden Tag. Die Kastanienallee in unserm Dorf eignete sich sehr. Die Bäume waren meine Vordermänner. Noch nie hatte ich einen gerammt. Einen Menschen auch nicht. Denn wenn welche dort liefen, übte ich natürlich auch um sie herum meine Zickzack-Technik. Ich hatte sogar die vorwurfsvolle Stimme meiner Schwester wieder im Ohr. „Mann", sagte sie, „die Leute schütteln schon die Köpfe über dich." Aber ich antwortete ganz lässig. „Soll'n sie doch schütteln. Ich seh's ja nicht."

Mein Gedankenfaden riß, als wir in die Kreisstadt kamen. Ich war gespannt auf die Kreuzung mit der neuen Ordnung.

Herr Höfel hatte an die Tafel gemalt, wie wir fahren mußten. Aber nun rief er: „Wenn Unsicherheit besteht, absteigen und laufen. Auf dem Bürgersteig. Weitersagen!"

Marion stieg nicht ab. Keiner stieg ab. Nicht mal, als wir auf der anderen Seite der Kreuzung die „Weiße Maus" sahen.

Die Fußgänger guckten, als hätten sie noch nie Radfahrer gesehen.

Marion fuhr zur Straßenmitte. Wir hinterher. Marion stoppte, weil von rechts Autos kamen, die gleich weiterfahren durften. Von links konnte nichts kommen. Da war Einbahnstraße. Unser Gegenverkehr mußte auch halten. Hätten wir rechts herum gemußt, wär rasches Weiterfahren Pflicht gewesen. Aber so warteten wir mitten auf der Straße, bis von rechts endlich alles vorbei war und wir geradeaus weiter konnten.

Aber kaum hatten wir die Kreuzung hinter uns, pfiff die „Weiße Maus" auf der Trillerpfeife. Ehrlich gesagt, wär' ich allein gewesen, ich hätt's einfach überhört und einen Zahn zugelegt. Doch so stellte auch ich mein rechtes Bein wie eine Stützstange auf die Bordsteinkante und fragte nach rückwärts: „Haben wir was falsch gemacht?"

Herr Höfel hob nur die Schultern und sah ein bißchen blaß aus.

Der Polizist zeigte auf uns und sprach die Leute an: „Haben Sie das gesehen?"

Manche nickten. Eine Frau mit Dackel sagte giftig: „Radtouren durch die Stadt muß man verbieten!"

„Aber es war doch alles in Ordnung", meinte ein Mann.

„Eben!! So in Ordnung, daß sich mancher ein Beispiel daran nehmen kann", sagte der Polizist.

Ich glaube, da habe wohl nicht nur ich ziemlich verdutzt geguckt. Als der Polizist dann beinahe vor uns stramm stand und sehr laut sagte: „Hiermit spreche ich euch für vorbildliches Verhalten ein öffentliches Lob aus", vergaßen wir vor lauter Freude „danke" zu sagen.

Die Leute klatschten Beifall. Die Frau mit dem Dackel war verschwunden.

Der Polizist gab Marion ein Startzeichen und erkundigte sich bei Herrn Höfel rasch noch, welche Klasse aus welcher Schule wir waren.

Ja. Und dann wurde das öffentliche Lob noch öffentlicher. Es erschien in der Zeitung. Alle im Dorf lasen es.

So was macht stolz. Tatsache!

Tatsache ist aber auch, daß ich es plötzlich nicht mehr fertigbringe, in der Kastanienallee Slalom zu fahren.

1 +6 | 2 ·5 | 3 +17 | 4 ·5 | 5 ·10 | 6 ·7 | 7 ·5 | 8 ·4

7 ·4 | 10 ·4 | 20 +5 | 50 −6 | 42 +3 | 35 +3 | 32 +8

28 +7 | 40 −5 | 25 +6 | 32 :4 | 44 −10 | 38 +7 | 40 −6 | 40 +4

35 −19 | 31 ·2 | 8 ·9 | 34 −2 | 45 +3 | 31 ·2 | 34 +2

16 −8 | 17 −6 | 72 −15 | 19 +5 | 24 +12 | 62 −7 | 64 :4 | 30 −11

11 +6 | 14 ·2 | 57 :3 | 36 −1 | 35 −8 | 16 +1 | 19 −2

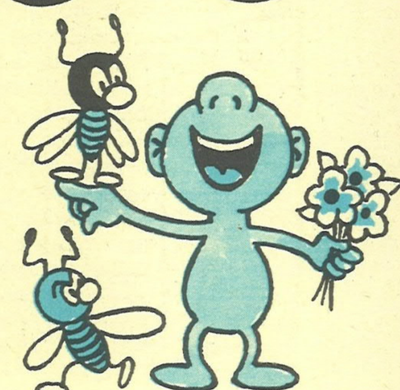
17 +12 | 28 ·2 | 29 −2 | 19 +5 | 27 +4 | 27 ·3 | 17 ·3 | 12 +4

29 | 56 | 27 | 41 | 81 | 79 | 51 | 16

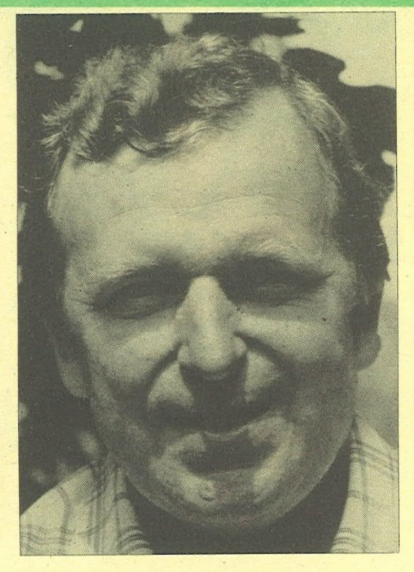
Zahlen-labyrinth

Zeichnungen: Otto Sperling

Über ganz einfache Rechenaufgaben führt der Weg von einem der oberen Kreise zum Endergebnis in einem der unteren schwarzen Kreise. Es geht nur in Richtung der Linien, die die Kreise verbinden – abwärts, aufwärts oder auch seitwärts. So könnte man beginnen: $1 + 6 = 7$; $7 \cdot 4 = 28$; $28 + 7 = 35$; $35 - 19 = 16$; $16 - 8 = 8$. Da ist schon Schluß. In den benachbarten Kreisen ist keine Aufgabe mit einer „8" zu finden. Also sucht euch eine andere Möglichkeit. Es gibt nur einen einzigen richtigen Lösungsweg! Welcher ist es?



Das Denkm
Wilhelm Pi



Die Schöpfer des Wilhelm-Pieck-Denkmals: Bildhauer Frank Diettrich (links) und Schriftgestalter Heinz Schumann (rechts)



Bei der Gestaltung eines Denkmals arbeiten Vertreter mehrerer Berufe zusammen. Der Bildhauer entwirft die Gestaltung der Denkmalanlage, besonders die Figuren, durch die eine Persönlichkeit oder bedeutsame geschichtliche Ereignisse gewürdigt werden sollen. Dabei arbeitet er mit einem Architekten zusammen, der vorschlägt, wo und in welcher Weise das Denkmal zu den Häusern oder der Natur in der Nachbarschaft zur Denkmalanlage in Beziehung gebracht werden soll, damit es auch als Höhepunkt, als eine Würdigung erlebt werden kann.
Wenn es um ein Denkmal für eine historische Persönlichkeit geht, stehen den Künstlern Wissenschaftler zur Beratung zur Seite. Ist für die Denkmalanlage ein längerer Schrifttext vorgesehen, arbeitet ein Schriftgestalter bei der Entwicklung der künstlerischen Idee und ihrer Ausführung mit.
Die Gestaltung eines Denkmals dauert mehrere Jahre.
Als der Diplom-Bildhauer Frank Diettrich aus Karl-Marx-Stadt vor fünf Jahren den Auftrag erhielt, für die Pionierrepublik eine zentrale Wilhelm-Pieck-Ehrung zu schaffen, gewann er den Schriftgestalter Heinz Schumann, ebenfalls aus Karl-Marx-Stadt, zur Mitarbeit. Der Diplom-Schriftgestalter Heinz Schumann war durch die Gestaltung der Schrift des monumentalen Marx-Denkmals, die auch international große Beachtung fand, bekannt geworden.
Zur geschichtswissenschaftlichen Beratung der Künstler hatten sich die Tochter Wilhelm Piecks, Genossin Elly Winter, und Professor Dr. Barthel, ein bekannter ehemaliger Widerstandskämpfer gegen den Faschismus, bereiterklärt. Ich wurde zur kunstwissenschaftlichen Beratung herangezogen.

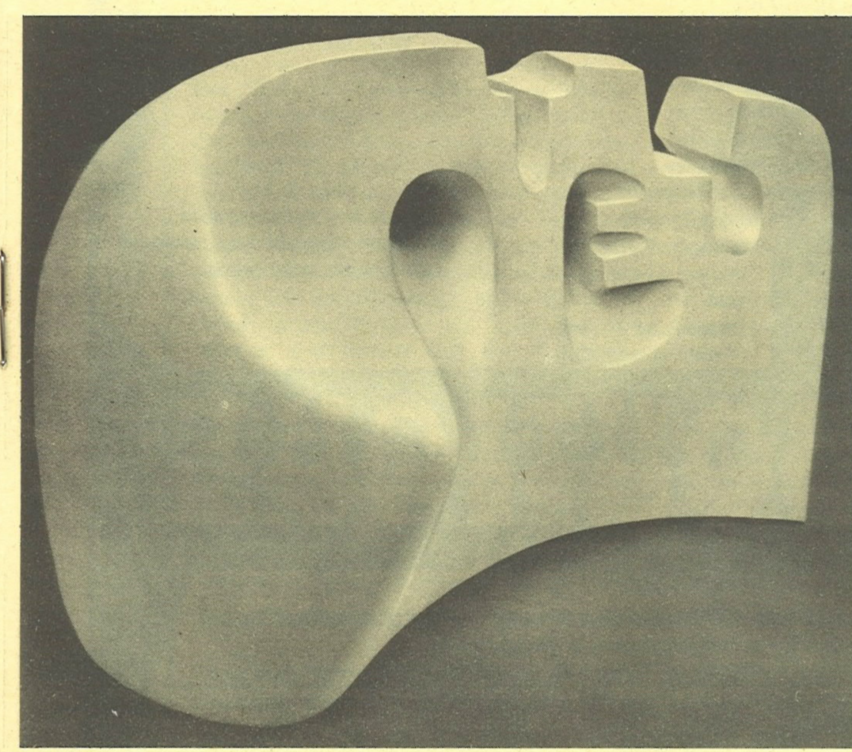
Zunächst galt es für die Künstler, die historische Bedeutung und auch die persönlichen Charaktereigenschaften des ersten Präsidenten unserer Republik genau kennenzulernen. Frank Diettrich hatte als Thälmannpionier Wilhelm Pieck zwar noch selbst erlebt, aber für den Entwurf eines Denkmals für diese international hervorragende Persönlichkeit der Arbeiterklasse mußte er noch viel mehr wissen. Frank Diettrich und Heinz Schumann studierten die Schriften und Reden von Wilhelm Pieck und sahen sich historische Fotos und Filmdokumente an. In dieser Zeit stellte besonders Frank Diettrich viele Fragen an die Tochter Wilhelm Piecks, die diese mit Freude und lebendiger Ausführlichkeit beantwortete.
Damals entschied sich das Gestalterkollektiv für eine künsterische Konzeption, die Wilhelm Pieck überlebensgroß als Porträtplastik in den Mittelpunkt einer Denkmalanlage mit einer größeren Flächenausdehnung rückte. Die in der Porträtplastik zum Ausdruck gebrachte Aussage über Wilhelm Pieck sollte durch einen Schrifttext und symbolhafte Gestaltungselemente ergänzt werden.
Das Gestalterkollektiv war zu der Auffassung gelangt, daß in der Porträtfigur die staatsmännische Bedeutung und Klugheit Wilhelm Piecks, zugleich aber auch seine väterliche Güte, die alle, die ihn kannten, so sehr schätzten, in Erscheinung treten sollte. Die Lösung dieser Aufgabenstellung war sehr kompliziert. Porträthafte Ähnlichkeit mußte sich in der Figur mit dem verbinden, was viele über den ersten Präsidenten unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates wußten und dachten und was sie für ihn empfanden. Das mußte in der Gesamthaltung des Körpers, in den Gesichtszügen und charakterisierten

nal für
eck

Bewegungshaltungen erfaßt werden und überzeugend Gestalt erhalten. An dieser Aufgabe hat der Bildhauer mehr als zwei Jahre gearbeitet.
Er fertigte mehrere Entwürfe der Plastik an. Beim 1:3-Entwurf wurde in der Bewegungshaltung und der angedeuteten Bewegtheit eine Lösung gefunden, die der Bildhauer weiter verfolgte und die in der Grundtendenz in der Ausführung des Denkmals erhalten blieb.
Um Klarheit über die Gestaltung der Gesichtszüge, des Mienenspiels zu gewinnen, schuf Frank Diettrich eine Porträtbüste von Wilhelm Pieck, die als eigenständige künstlerische Leistung verdiente Anerkennung fand. Für die Bewältigung der ganzfigurigen Porträtplastik wurde daraus abgeleitet, daß die geistige und körperliche Spannkraft des Präsidenten in der Körperhaltung erfaßt sein sollte und daß sie im Gesicht ihre stärkste Konzentration haben sollte. Die genannten charakteristischen Eigenschaften sollten vor allem in den Gesichtszügen und auch in der feinfühligen Formung der Hände und Armbewegungen Gestalt und Ausdruck erhalten. Viele Stunden arbeitete der Bildhauer an der Verwirklichung dieser künstlerischen Idee. Durch gründliche Diskussionen vor dem entstehenden 2,40 m großen 1:1-Entwurf nahm das Gestalterkollektiv am Entstehungsprozeß Anteil. Wiederholte Gespräche, die der 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, Kandidat des Polit-Büros, Egon Krenz, und die Vorsitzende der Pionierorganisation, Mitglied des ZK, Helga Labs, mit dem Gestalterkollektiv führten, halfen, inhaltliche Fragen zu klären und machten dem Gestalterkollektiv Mut, die schwierige Aufgabe zu meistern.
Nach dem Originalmodell von Frank Diettrich wurde die Porträtplastik von Arbeitern des VEB Lauchhammerwerk in Bronze gegossen.
Für den Standort der Denkmalanlage und deren weitere Gestaltung gab es verschiedene Vorschläge. Der Entwurf der Anlage, der verwirklicht wurde, entstand im Jahre 1979. Danach befindet sich das Wilhelm-Pieck-Denkmal in der Nähe von Gebäuden innerhalb der Parklandschaft der Pionierrepublik. Die Porträtplastik wird von zwei symbolhaften Gestaltungselementen flankiert. Eines von ihnen trägt eine Tafel aus Chrom-Nickel-Stahl, in die im Plasma-Schweißverfahren die Worte, die Wilhelm Pieck zur Eröffnung der Pionierrepublik einst sprach, hineingeschnitten wurden. Das andere Element stilisiert in kyrillischen Buchstaben das Wort „omeu" (Vater).
Sitzgelegenheiten innerhalb der Anlage ermöglichen, daß die Besucher das Kunstwerk beim längeren Betrachten in Ruhe erleben können. Alle Teile der Anlage sind begehbar. Wenn ihr die Pionierrepublik einmal besucht, könnt ihr ganz nahe an die Porträtplastik und die anderen Gestaltungselemente herangehen und sie anfassen. Die Denkmalanlage kann aber auch für große Fahnenappelle oder Gedenkfeiern genutzt werden. Die Porträtpastik wurde nicht, wie das bei den meisten Denkmälern geschieht, auf einen Sockel gesetzt. So, wie Wilhelm Pieck viele Male mitten unter den Pionieren weilte, wird die Plastik ohne Sockel direkt neben euch sein. Das Vermächtnis Wilhelm Piecks ist in unserer Republik lebendig und wird tagtäglich durch Arbeitstaten, durch den Schutz des Friedens und des gesellschaftlichen Fortschritts erfüllt.

Dr. sc. Martin Beerbaum

Fotos: Bernd Proksch



DAS
IST HIER
EURE REPUBLIK,
SIE GEHÖRT
GANZ
UND GAR
EUCH, DEN
JUNGEN
PIONIEREN

Das Haar erneuert sich wiederholt im Laufe von vielen Jahren. Deshalb ist ein Haarausfall von 20–40 Haaren täglich normal. Bei stärkerem Haarausfall sollte unbedingt ein Hautarzt aufgesucht werden.

Die Kopfhaut ist der Nährboden der Haare. Sie muß stets sauber sein, da es sonst durch abgesonderten Talg zu fettigem Haar und Schuppenbildung kommt.

Haarpflege: Außer den regelmäßigen Haarwäschen muß das Haar morgens und abends gut gebürstet und anschließend mit einem Kamm frisiert werden. Gebürstet wird nach allen Richtungen, auch vom Nacken zur Stirn. Der Kopf sollte dabei nach vorn hängen.

Haarwäsche: Das angefeuchtete Haar wird mit 1–2 Eßlöffeln Shampoo vorgewaschen. Die Kopfhaut wird dabei leicht massiert. Anschließend spült ihr euer Haar gründlich mit warmem Wasser, zum Schluß etwas kühler bis kalt. Essig oder Zitronensaft im letzten Spülwasser erhöhen den Haarglanz.

Fettiges Haar wird alle drei bis vier Tage mit Ei-Shampoo oder schwefelhaltigem Haarwaschmittel gewaschen und besonders gründlich gespült. Beim zweiten Einschäumen laßt ihr den Schaum etwa 5 Minuten einwirken. Nach der Haarwäsche kann Londan (Haarfestiger) in die Kopfhaut eingerieben werden. Es normalisiert den Talgfluß und verbessert die Durchblutung. Die Kopfhaut darf nicht zu stark massiert werden. Sonne hat einen günstigen Einfluß auf fettiges Haar. Aber auch gesunde vitamin- und mineralhaltige Kost trägt zu einer Besserung bei.



Normales, trockenes Haar wascht ihr alle ein bis zwei Wochen. Dabei wird die Kopfhaut gut massiert. Verwendet die im Handel erhältlichen Kinder-Shampoo und spült zwei- bis dreimal mit klarem Wasser nach.

Bürsten und Kämme müssen ebenso oft gewaschen werden wie das Haar selbst, denn auch sie werden schmutzig und fettig. Verwendet dazu warmes Wasser und Fit.

Zum runden Gesicht passen weder Pony noch streng zurückgekämmtes Haar. Hier ist eine kurze Frisur kleidsamer als langes Haar.

Ein ovales, längliches Gesicht verliert durch einen Mittelscheitel. Hier ist ein Pony besonders günstig.

Für ein spitzes Gesicht, auch herzförmig, ist eine halblange Frisur günstig.

Beachte: Für die Wirkung einer Frisur ist nicht allein die Gesichtsform maßgebend, sie muß sich harmonisch in die Gesamterscheinung einfügen.

Langes Haar braucht besonders viel Pflege. Es muß täglich gut gebürstet und des öfteren gewaschen werden. Alle zwei Monate solltet ihr die Spitzen abschneiden, damit sich das Haar nicht spaltet.

Wird die Frisur des öfteren mit einem Gummi zusammengehalten, dann verwendet umwickeltes Gummiband, da sonst die Haare leicht brechen. Modischer Haarschmuck läßt sich vielfältig einsetzen.

Geflochtenes Haarband wird aus verschiedenfarbigen Baumwollfäden hergestellt. Das Band sollte etwa 50 cm lang sein. Insgesamt etwa 13 Fäden werden zu einem Zopf geflochten. Dieses Band könnt ihr nun als Haarband aber auch für einen Pferdeschwanz oder „Rattenschwänzchen" verwenden. Besonders gut sieht es aus, wenn das Band farblich mit der Kleidung abgestimmt ist.

Haarreifen könnt ihr aus einem schmalen Plastestreifen herstellen. Beklebt oder benäht ihn mit einem geflochtenen Zopf aus synthetischen Haaren (möglichst in der Farbe eures eigenen Haares). Der Zopf muß an beiden Enden mit starker Schnur gut abgebunden werden. Den Haarreifen bindet ihr hinten mit einer Schnur zusammen, damit er gut hält. Fertige Haarreifen könnt ihr oft während der Faschingszeit kaufen. Entfernt den angebrachten Schmuck und beklebt oder benäht den Haarreifen mit einfarbigem Stoff.

Text: Monika Maltschewa
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Waltraud Peters



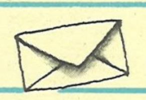
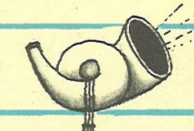




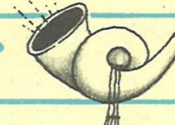
Unsere Fotomodelle waren Anne Herdin und Maike Lindenberg. Beide sind begeisterte Fotoamateure und Freizeittänzer.

Auch im kommenden Monat werden wir uns auf dieser Seite mit Haaren und Frisuren beschäftigen. Ich hoffe, daß dann für jede von euch einige brauchbare Tips dabei waren.

Eure Monika

FRÖSI · LESERPOST




Volker aus Zützow schreibt zu unserer Diskussion über die FREIZEIT:

Jeder sollte seine Freizeit planen, denn sonst gammelt man nur. Ohne einen Plan, finde ich, ist die Freizeit schnell vorbei. Freizeit sollte auch Ruhezeit sein, denn wir wollen uns ja von der Schule auch erholen.
Ich persönlich wohne auf einem Hof mit Vieh, und da arbeite ich auch in meiner Freizeit mit, denn es macht mir Spaß, mit Tieren umzugehen. In der Erntezeit fahre ich auch auf dem Traktor mit.

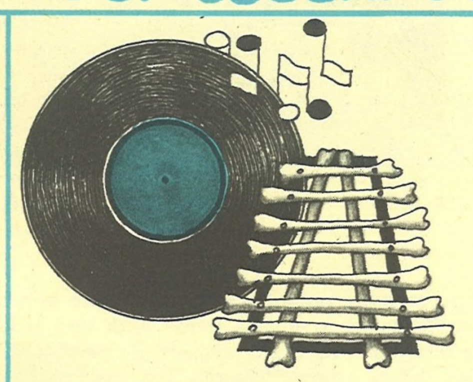
Claudia aus Magdeburg schreibt dazu:

Seine Freizeit sollte man sich einteilen. Wer sich zu viel vornimmt, z. B. von einem Klub zur nächsten Arbeitsgemeinschaft rennt, schafft das gar nicht alles und ist bestimmt unzufrieden. Bei der Freizeiteinteilung sollte darauf geachtet werden, daß man Abwechslung und auch Erholung braucht.

Der Frühling ist da!

Der Frühling ist da, der Krokus
streckt sein Köpfchen, die Lerche singt,
die Sonne lacht, das Schneeglöckchen
steht in voller Pracht.
Der Bach rauscht durch den Wiesengrund,
der Hase hüpft vergnügt,
der Maulwurf tanzt, das Mäuslein piept,
weil alles sehr den Frühling liebt.

Rocco Reber, Westewitz



Steinzeit-Band

Bei Ausgrabungen in der Ukraine entdeckten sowjetische Archäologen sechs Musikinstrumente. Ihr Alter: 20 000 Jahre. Sie stammen aus der Steinzeit, wurden aus Mammutknochen hergestellt und sind unserem heutigen Xylophon ähnlich. Mit diesen außerordentlich gut erhaltenen Instrumenten gestaltete man eine „Steinzeit-Band" nach. Das „Mammut"-Konzert dieser Band zeichnete die sowjetische Schallplattenfirma „Melodia" auf.

Elefanten-Kopfsprung

Mit einem Kran mußte im Leipziger Zoo Elefant „Rani" aus dem Schutzgraben am Gehege gehievt werden. Der hatte die Absperrung „mißachtet" und war kopfüber in den Graben gestürzt. Leipziger Feuerwehrleute befreiten den Dickhäuter aus seiner schwierigen Lage und beförderten ihn an seinen vier Beinen zurück ins Gehege.

Schüler geben Lerntips:

Wie ich meine Arbeitsmaterialien nicht vergesse – weiß Ina aus Bad Klosterlausnitz

Es ist mir schon einmal passiert, daß ich mein Geographiebuch eingepackt habe, aber den Atlas vergaß. Darum habe ich mir etwas einfallen lassen. Zu meinem Stundenplan habe ich mir einen Arbeitsmaterialplan gemacht. Darin stehen neben den Fächern die Arbeitsmaterialien, die ich jeden Tag brauche.

MONTAG	FACH	DIENSTAG	FACH
Hefter, Buch	Ge.	Buch, Heft	Mu.
Lesb., Heft	Dt.	Zeitung	
		Farbe, Pinsel	

Mündliche Hausaufgaben – kein Problem für Ina aus Weißenschirmbach

Zuerst nehme ich den Hefter bzw. das Buch und lese die mündlichen Hausaufgaben einmal durch. Dann schreibe ich das auf, was ich behalten habe. Danach vergleiche ich mit dem Buch und lese mir noch einmal gründlich durch, was ich vergessen habe. Oft sind es schwierige Wörter, die ich vergessen habe. Diese Wörter sehe ich mir noch einmal an, schreibe nochmals alles auf und vergleiche.

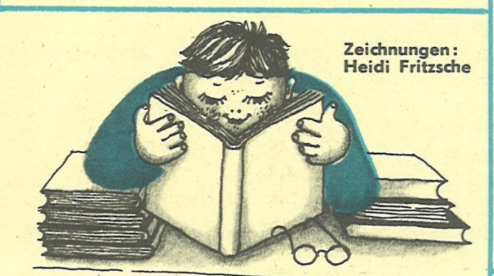
Vokabeln lernen leicht gemacht – meint Heike aus Hettstedt

Ich schreibe mir die Russisch-Vokabeln auf ein Blatt, zerschneide sie als Kärtchen und lege die Kärtchen umgekehrt auf den Tisch. Nun ziehe ich eine Karte und sage, was die Vokabel auf deutsch heißt oder umgekehrt. Weiß ich eine Vokabel nicht, lege ich das Kärtchen beiseite und lerne die Vokabel noch einmal. Dieses Spiel zum Lernen der Vokabeln spiele ich oft mit meinen Freunden.

Und hier wieder Buchtips für euch:

„Wir sind doch keine lahmen Enten"
von HORST NEUBERT

Der 13jährige Marko fährt nur widerwillig in ein Ferienlager, denn er glaubt, daß er dort nur das tun kann, was ihm vorgeschrieben wird. So begibt er sich langsam und nur auf Umwegen dorthin, und zwar gemeinsam mit seinem Freund Tobi auf einem Pferdefuhrwerk. Unterwegs erleben sie viel: freundliche Holzfäller erlauben es ihnen, mit der Motorsäge einen Baum zu fällen; Marko klettert auf eine Sprungschanze und kommt auf der Kunststoffmatte ins Rutschen; sie besichtigen ein Hochmoor, und Tobis Hund versinkt fast darin. Als sie schließlich im Ferienlager ankommen, bereuen sie, daß sie so spät eintreffen, denn im Lager geht es ganz anders zu, als sie es sich vorgestellt hatten.



Zeichnungen: Heidi Fritzsche

„Wohin fliegst du, kleiner Kranich?"
von IWAN WOLKOW

Im September 1943 schickte eine bei Winniza operierende Partisanenabteilung, die von der Vernichtung durch die faschistischen Truppen bedroht war, den 13jährigen Wolodja zu einem viele Kilometer entfernten Verband, um Hilfe zu holen. Unter großen Strapazen gelang es dem Jungen, das Ziel zu erreichen und den Auftrag, von dem das Leben vieler Kämpfer abhing, zu erfüllen.

Lesen lernen – wer einmal damit begonnen hat, der hört nicht auf, denn es ist Entdeckungsfahrt, Schatzgräbertum, Arbeit, Lust.

Günther Deicke

Auflösungen der Preisausschreiben

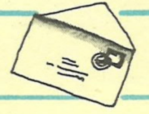
Heft 12/80:
Riesen-Rätsel-Rate-Test Nr. 4 –
Auflösung: E – Jugendobjekte

Miniheft 12/80:
Kennwort: Zimmerzoo –
Auflösung: Mein Heimtier soll sich bei mir wohlfühlen

Schnipp-Schnapp-Puzzle:
Auflösung: Ski-Langlauf, Radfahren, Waldlauf, Wandern

Heft 1/81:
Riesen-Rätsel-Rate-Test Nr. 5 –
Auflösung: B – Bruderbund mit der Sowjetunion
Steckbrief – Packt den Braunen! Stopt das Ungeheuer!
Auflösung: Rost

Heft 2/81
Riesen-Rätsel-Rate-Test Nr. 6 –
Auflösung: D – Friedenspolitik



FRÖSI · LESERPOST

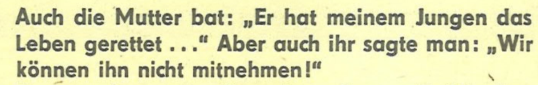


FREUNDE

BORIS RJABININ

Wowka rannte die Straße entlang, dicht an die Häuserwände geschmiegt und nach allen Seiten ausspähend, denn er wollte nicht in die Hände eines Wachpostens fallen. Es war Fliegeralarm. Am Himmel kreisten Flugzeuge, die Erde zitterte von dumpfen Aufschlägen, irgendwo in der Nähe fielen Bomben.
Während der Fliegerangriffe sollte man in Luftschutzkellern Zuflucht suchen. Diesmal hatte der Alarm Wowka weit entfernt von seinem Haus überrascht. Sein Beobachtungsposten auf dem Dach war jetzt leer, deshalb wollte er so schnell wie möglich nach Hause. Er fühlte sich als Soldat mit einem Kampfauftrag.
Plötzlich explodierte eine Bombe ganz in der Nähe. Wowka duckte sich wie ein Hase, und da er wußte, daß eine Bombe nicht ein zweites Mal auf die gleiche Stelle fällt, stürzte er geradewegs auf dichte Schwaden aus Staub, Holz- und Erdstücken zu und rannte am Ufer der Moika entlang. Da hörte er plötzlich ein Plätschern im Fluß und ein klägliches Winseln. Wowka blieb stehen und blickte angestrengt über das Wasser. Nicht weit von sich sah er den Kopf eines Hundes mit flehenden Augen.
Wahrscheinlich war er von einer Detonationswelle in den Fluß geschleudert worden. Wowka lief die Stufen zum Wasser hinab. Mit den Händen konnte er das Tier nicht erreichen. Wowka zögerte nicht: er sprang ins Wasser und schwamm mit sicheren Stößen vorwärts...
Nach einer Minute stand ein rothaariger Airedaleterrier am Ufer. Er schüttelte sich, ohne dabei die dankbaren Blicke von seinem Retter zu wenden.
„Na, bist du erschrocken?" fragte Wowka. „Wohin jetzt mit dir? Lauf schnell nach Hause."
Der Hund wedelte mit seinem Stummelschwanz.
Der Angriff war vorüber und mit ihm die Gefahr. Aber der Hund dachte nicht daran, zu gehen.
So kam Wowka Kljagin unerwartet zu einem Freund, der ihn von nun an überallhin begleitete, wie Sancho Pansa Don Quichotte.
Wowka Kljagin war ein flinker Bursche. Im Wohnviertel kannten ihn alle. Als die Faschisten die Wasserleitung beschädigt hatten – wer organisierte da eine Kinderbrigade und schleppte Wasser aus der Newa in die Wohnungen alleinstehender alter Menschen? Er, Wowka Kljagin.
Wer half auf der Straße einem kraftlosen alten Menschen wieder auf die Beine? Wowka. Er erschien immer im richtigen Augenblick. Und wer löschte die Brandbombe, die ein feindliches Flugzeug abgeworfen hatte und die beinahe großen Schaden angerichtet hätte? Wieder Wowka! Einmal war eine Brandbombe auf eine Garage gefallen, hatte das Dach durchgeschlagen und war an eine Stelle geraten, wo man sie nicht sofort bemerken konnte. Von seinem Beobachtungsposten aus hatte Wowka die Gefahr sofort erkannt und Alarm gegeben.
Und auch jetzt, auf dem Wege zu seinem Kampfposten, rettete er einen herrenlosen Hund. Seine Besitzer waren sicher evakuiert, vielleicht aber auch getötet worden, oder ihr Haus war zerbombt. Von seinem früheren Leben war nur ein gut erhaltenes Lederhalsband übriggeblieben. Auf ihm las Wowka: TSCH–A–P–A. Ein komischer Name – Tschapa! Aber bald hatte er sich an ihn gewöhnt, er ließ sich merken, und schließlich gefiel er ihm sogar. Tschapa, Tschapa ... Wowka kannte sich in Hunderassen nicht aus. Ein fachkundiger Mitbürger erklärte ihm, daß Tschapa ein reinrassiger Airedaleterrier sei. „Das ist eine Rasse, die man für militärische Zwecke verwendet", erklärte er weiter, „und ein guter, dressierter Airedaleterrier versteht jedes Wort."
Tschapa verstand natürlich nicht alle Worte seines neuen Herrn, aber er fing jeden Blick und jede Geste von ihm auf, erspürte seine Stimmung und erfüllte jeden seiner Wünsche mit erstaunlicher Schnelligkeit und Genauigkeit.
Wowka war stolz auf Tschapa: ein Rassehund und noch dazu einer von denen, die „für militärische Zwecke verwendet werden". Das bedeutete, daß Tschapa von großem Nutzen sein konnte.
„Und womit willst du ihn füttern?" fragten die Kinder Wowka.
Leningrad hungerte. Brot und andere Lebensmittel waren streng rationiert.
Wowka löste dieses Problem ganz einfach: ein Stück für sich – ein Stück für Tschapa. Freunde teilen alles miteinander.
Schon bald fand sich für Tschapa eine ernste Aufgabe.
Der Stab der Luftabwehr befand sich im Keller des Hauses bei den „Fünf Ecken", während die Kinder mit Wowka an der Spitze in der Mochowaja Straße Dienst taten. Es kam vor, daß eine Nachricht rasch in den Stab gebracht werden mußte, aber Artilleriebeschuß herrschte, und es hagelte ringsherum glühende Granatsplitter, so daß man die Nase nicht vor die Tür stecken konnte. Nun gelten die Airedaleterrier nicht zufällig als beste Dienstgebrauchshunde: sie sind klein und behende und können gut rennen. Man zeigt ihnen einmal den Weg, und sie vergessen ihn nicht.
Tschapa wurde Verbindungsmann des Luftabwehrdienstes. Durch ihn erfuhr Wowka, was Orientierungsinstinkt ist. Er brauchte nur zu pfeifen oder ein Zeichen zu geben, und schon schnellte er wie ein Pfeil davon. Und er irrte sich nie.
Wowka hatte am Halsband ein kleines unauffälliges Geldtäschchen befestigt, in das er Zettel mit Nachrichten legte, die Tschapa sofort an Ort und Stelle brachte.
Seitdem unsere Piloten viele faschistische Flugzeuge abschossen, fürchteten die Faschisten, die Stadt zu überfliegen; sie zogen es vor, sie aus Ferngeschützen zu beschießen. Sie hofften, den Widerstand ihrer Verteidiger brechen zu können. Aber sie hofften vergebens!
Augenblicklich war es hier ruhig, weil die Faschisten einen anderen Stadtbezirk unter Beschuß hielten, aber dennoch mußte man auf der Hut sein.
Wowka betrachtet angestrengt die Rauchwolken, die hier und da über den Dächern aufsteigen. Wieder hatten die Faschisten etwas in Brand geschossen. Wowka schaut in den Himmel und Tschapa, sein Bärtchen reckend, macht es ihm nach. Der Himmel ist klar und wolkenlos. Ihr Haus ist hoch, vom Dach aus ist alles wie auf der Handfläche zu sehen: am Kai bei der Brücke stehen Flakgeschütze, mit Sandsäcken umgeben. Auf der Newa fährt ein Kutter. Die niedrigen Bauwerke der Peter-Pauls-Festung verschmelzen mit dem bleigrauen Wasser des Flusses. Die Turmspitze der Festung blitzt nicht, sie ist wegen der Feinde getarnt.
Es ist alles still ringsum, Wowka kann beruhigt weggehen.
„Tschapa, komm!" befiehlt er.
Die Pfoten Tschapas trappeln über das Dach. Er läuft hinter Wowka die Treppe hinunter und ist als erster vor der Wohnungstür. Er bleibt stehen und schaut den Jungen ungeduldig an: gleich würde er läuten, ein leichtes Geräusch von Schritten würde ertönen, die Tür geöffnet werden und dann, bitte schön, konnte man in den Korridor huschen ...
Die Mutter gießt dünne Kartoffelsuppe auf den Teller des Sohnes. Wowka schüttet etwas Suppe in einen Napf und stellt ihn Tschapa hin.
Der schleckt einige Male mit der Zunge, und schon ist das Näpfchen leer. Die Augen des Hundes glänzen voller Gier.
Nach dem Mittagessen wollte Wowka mit Tschapa einen kranken Freund besuchen.
„Tschapai, Tschapai", treibt Wowka den Hund zur Eile an.
In diesem Augenblick ertönte eine ohrenbetäubende Explosion. Eigentlich hörte Wowka sie gar nicht: seine Ohren waren wie mit Watte verstopft; eine unerklärliche Macht riß ihn von der Erde und hob ihn wie eine Feder empor. Es kam ihm vor, als fiele die Hauswand direkt auf ihn. Er verlor das Bewußtsein, ohne Schmerz empfunden zu haben.
Als Wowka wieder zu sich kam, lag Tschapa auf ihm und winselte leise. Wowka bewegte sich, und Tschapa keuchte freudig mit heraushängender Zunge ... In diesem Augenblick erschütterte eine neue Explosion die Luft, und Wowka versank wieder in tiefem Dunkel.
Er kam zur Besinnung, als man ihn auf eine Trage legte.
„Wo ist Tschapa?" fragte er mühsam, denn die Zunge wollte ihm nicht gehorchen. Er erkannte seine eigene Stimme nicht wieder.
„Bleib ruhig liegen!" wollte ihn jemand beruhigen.
„Wo ist Tschapa?" fragte Wowka wieder.
„Du kannst dich bei ihm bedanken, er hat dich mit seinem Körper geschützt und dir das Leben gerettet ..."
„Tschapa, Tschapa!" wiederholte der Junge schon wieder halb bewußtlos.
Die Trage schwankte und Wowka schien es, als flöge er in einem Flugzeug.
Wowka lag zwei Wochen im Krankenhaus. Er hatte eine starke Gehirnerschütterung, der ganze Körper war ein einziger blauer Fleck.
Schließlich kam der Tag, an dem die Ärzte der Mutter erlaubten, den Jungen nach Hause zu holen.
Die Heimkehr war Anlaß zu großer Freude. Noch mehr freute sich Wowka, als er erfuhr, daß Tschapa lebte und sich auf dem Wege der Besserung befand.

Tschapa hatte Wowka Gleiches mit Gleichem vergolten. Wenn er nicht gewesen wäre, wer weiß, ob Wowka noch lebte. Er hatte sich auf die Brust seines Herrn geworfen und die Splitter eines explodierenden Geschosses abgefangen.
Wowka hatte man ins Krankenhaus gebracht, aber auch Tschapa wurde nicht im Stich gelassen. Ein Helfer der Miliz nahm ihn zu sich und pflegte ihn gesund. Sobald Tschapa wieder laufen konnte, kam er nach Hause.
Aber seitdem hinkte Tschapa.
Bald erhielten Wowka und seine Mutter die Nachricht, daß sie ins Hinterland evakuiert würden. Leb wohl, Leningrad, leb wohl, Spitze der Admiralität, lebt wohl, Dach und Boden ...
Sie sollten ausgeflogen werden.
„Und was wird mit Tschapa geschehen?"
Wowka spürte, daß Unheil nahte.
„Der Hund muß hierbleiben", erklärte der für die Evakuierung verantwortliche Genosse in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Wir schaffen es kaum, die Menschen wegzubringen ..."
Wowka weinte, bettelte, flehte – alles vergeblich.



Auch die Mutter bat: „Er hat meinem Jungen das Leben gerettet ..." Aber auch ihr sagte man: „Wir können ihn nicht mitnehmen!"
Der traurigste aller Tage kam. Es war Spätherbst, vom Meer her wehte ein naßkalter Wind, es nieselte. Die Fensterscheiben „weinten", ganz Leningrad war traurig und von feuchtem Nebel überzogen.
Wowka erinnerte sich nur unklar, wie er Tschapa einen Kuß auf die feuchte Nase gedrückt, wie die Mutter Tschapa ins Zimmer eingeschlossen, der Nachbarin den Schlüssel gegeben und ihr aufgetragen hatte, den Hund nicht herauszulassen ... Er erinnerte sich an den langen Weg im Lastwagen zum Flughafen. In seinem Hirn hämmerte es: Tschapa, Tschapa ...
Der tapfere Wachthabende, den keine feindlichen Brandbomben schrecken konnten, vergrub seinen Kopf im Mantelärmel der Mutter und begann laut zu weinen. Die Mutter strich ihm sacht über den Kopf. Auch ihr rannen Tränen über die Wangen.
Endlich waren sie auf dem Flugplatz angekommen. Und – Wowka traute seinen Augen nicht – als er neben dem Lastwagen den rothaarigen, zottigen und unglaublich schmutzigen Tschapa erblickte.
Mit freudigem Winseln sprang er ihm an die Brust, mit seinen Pfoten dunkle Spuren auf Wowkas Mantel hinterlassend, und leckte sein Gesicht.
Später schrieb ihnen die Nachbarin, wie alles geschehen war:
Sie waren kaum weggefahren, da zerschlug Tschapa das Fenster und sprang aus dem ersten Stock – ein Wunder, daß er den Sprung überlebte – und jagte hinter dem Auto her, das die von ihm geliebten Menschen wegbrachte.
Was sollte nun werden? Es wäre besser gewesen, wenn er ihnen nicht nachgelaufen wäre ... Ein zweiter Abschied ist noch schwerer!
Die Plätze in der Maschine sollten eingenommen werden. Wowka ging mit der Mutter zum Flugzeug, Tschapa folgte ihnen. Er drängte sich an ihre Beine, schwänzelte um sie herum, blickte sie an ...
Der Kapitän, in Fliegerkappe und hohen Pelzstiefeln, der neben dem Flugzeug stand, musterte sie und fragte: „Wessen Hund ist das?"
„Meiner", antwortete Wowka niedergeschlagen.
„Wozu hast du ihn mitgebracht? Kennst du nicht die Vorschriften?"
„Ich habe ihn nicht mitgebracht, er ist uns nachgelaufen ... Könnte ich ihn nicht ... mitnehmen?"
„Kommt nicht in Frage! Steig ein, du hältst alles auf!"
Tschapa winselte verzweifelt, als ob er das Gespräch verstünde. Die Mutter war schon im Flugzeug. Wowka, voller Angst, sich umzuschauen, kletterte, bitterlich schluchzend, hinter ihr her. Das klägliche Winseln Tschapas wurde unerträglich.
„Beißt er?" fragte der Pilot plötzlich.
„Nein, nein! Er beißt nicht!"
Mit kräftiger Hand packte der Pilot den Hund am Kragen, seine Beine baumelten in der Luft, und kurz darauf befand er sich im dunklen Flugzeuginnern zusammen mit den anderen Passagieren. Die Tür wurde sofort geschlossen, die Motoren heulten auf, der Flugzeugrumpf erbebte, das Rütteln wurde immer stärker und hörte dann plötzlich auf. Seinen Hund fest an sich gedrückt, schaute Wowka durch das kleine Fenster: unter ihm im Nebel versank langsam Leningrad ...

Zeichnung: Karl Fischer

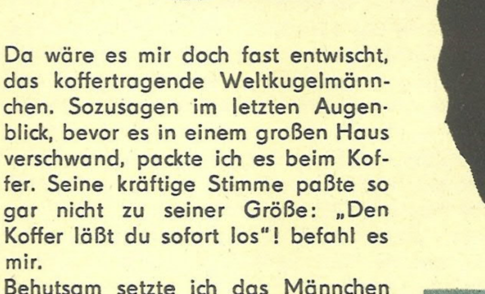
Aus dem Rusischen übersetzt von Thea Woboditsch

AUSKUNFT ÜBER EINEN MESSEGENERAL

ULLA BROCKE

Fotos: Edelgart Rehboldt (1)





Da wäre es mir doch fast entwischt, das koffertragende Weltkugelmännchen. Sozusagen im letzten Augenblick, bevor es in einem großen Haus verschwand, packte ich es beim Koffer. Seine kräftige Stimme paßte so gar nicht zu seiner Größe: „Den Koffer läßt du sofort los"! befahl es mir.

Behutsam setzte ich das Männchen auf meine Hand, zwinkerte ihm fröhlich zu. „Sei nicht erschrocken, ich suche dich schon tagelang, und deinen Koffer kannst du natürlich behalten. Ich muß dich dringend sprechen."

„Ich bin sehr beschäftigt, habe es eilig. Warum läufst du mir hinterher und störst mich?"

„Ich möchte dringend mit dir reden, es ist wirklich wichtig. Ich brauche eine Auskunft über einen Menschen, verstehst du?" Mit einem Ruck bleibt das Männchen stehen. „Wer ist es denn?"

„Du sollst mir etwas über einen Mann erzählen, der ein guter Freund von dir war und ist, mit dem du jahrelang täglich zusammen warst, bei dem du sogar auf dem Schreibtisch stehen durftest und in 35 Länder der Erde gereist bist."

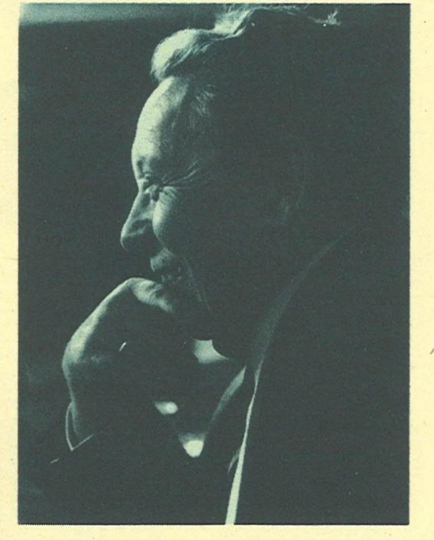
Das kleine Männchen strahlt: „Alles klar, du meinst unseren ehemaligen Generaldirektor des Leipziger Messeamtes, Genossen Kurt Schmeisser. Das ist einer! Ich bin ganz stolz, ihn zu kennen. Manchmal telefonieren wir noch miteinander. Außerdem ist er ja eigentlich mein Vater!

Ich will dir erzählen, wie er war, wie ich ihn kenne und sage dir, jedes Wort ist wahr.

Fast zwanzig Jahre ist es heute her, als er nach Leipzig kam. Gerade war er aus Schweden zurückgekehrt. Dort hatte er als Leiter unserer DDR-Handelsvertretung gearbeitet. Kaum in Leipzig angekommen, mit dem Frühzug, gab es um 10.00 Uhr die erste Arbeitsberatung mit ihm. Das war im Januar 1962, die Frühjahrsmesse stand vor der Tür, viele Länder wollten bei uns ausstellen und alles mußte klappen.

Weißt du, was das für eine Arbeit ist, so eine Messe zu organisieren?"

Ich lächelte fragend.



Genosse Kurt Schmeisser



Genosse Kurt Schmeisser (s. Kreuz) bei einer Zusammenkunft in der Sozialistischen Arbeiterjugend, 1917



Genosse Schmeisser (links) mit unserem Kosmonauten Sigmund Jähn und einem alten Kampfgefährten, Genossen Hans Mark, 1978 in Moskau

„Unser Chef konnte arbeiten, das sage ich dir. Er war streng und ließ nichts durchgehen, nicht bei sich und auch nicht bei seinen vielen Mitarbeitern. Ich habe manchmal überlegt, wann er eigentlich schlief. Sein Tagesplan war auf Minuten eingeteilt und nichts brachte er durcheinander. Dann kam die große Jubiläumsmesse – 800 Jahre Leipziger Messe – 1965!" Das Männchen wäre vor Begeisterung beinahe über sein Köfferchen gestolpert.
„So etwas hatte es bis dahin nicht gegeben. Fünfundsiebzig Länder stellten bei uns aus, Gäste aus 94 Ländern der Erde kamen, 10 450 Aussteller. Da gab es Beratungen, Abschlüsse, Treffen, Konzerte, Empfänge, Pressekonferenzen, Auszeichnungen. Na, du weißt schon, mit unseren Goldmedaillen."
Lange Jahre hat Genosse Kurt Schmeisser das Leipziger Messeamt geleitet, der Arbeiterjunge, der schon in seiner Jugend in die Front der Kämpfer für Frieden, Gerechtigkeit, Fortschritt und das Wohl der Werktätigen eintrat. 1946, die Delegiertenkarte Nr. 1 173 in der Hand, stimmte er im Land Thüringen für die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien, der Kommunistischen und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Sein jahrzehntelanger Traum, eine vereinte Arbeiterpartei zu schaffen, erfüllte sich in einem Teil Deutschlands.
Ein freundliches Ziepen an meinem Ohrläppchen holt mich aus den Gedanken zurück.
„Und wenn du noch etwas wissen willst: Den Genossen Kurt Schmeisser, meinen ersten Chef, mochten wir auch deshalb, weil er trotz seiner vielen Arbeit immer fröhlich war und Zeit für einen hatte, wenn er gebraucht wurde. Und immer hat er gelernt, auch seine Mitarbeiter mußten immer lernen. Da hat so mancher gestöhnt. Auch mir brummte oft mein Weltkugelkopf. Warte, ich werde dir einige Fotos zeigen."
Ich freue mich über den Eifer des Messemännchens, kenne ich doch den Genossen Kurt Schmeisser, hat er mir doch von sich und vielen anderen tüchtigen Menschen in unserer Republik erzählt.
Kurt Schmeisser ist heute Veteran der Arbeit, er, der wie viele andere das Fundament für ein großes, festes, wohnliches Haus legte, an ihm baute, es unermüdlich verschönerte – das Haus, in dem wir alle glücklich leben, unsere Deutsche Demokratische Republik.

Verirrt

FAAT CHAMIDULLIN

Die Sonne hatte sich schon hinter den Baumwipfeln versteckt. „Es ist Zeit aufzubrechen!" sagte Mischa, der Leiter der Wandergruppe.
Aber, o weh, keiner wußte mehr, in welche Richtung sie gehen sollten.
Schließlich zogen sie aufs Geradewohl los.
Unterwegs kamen sie an einer Waldwiese vorbei.
„Pfui, wie schlimm es hier aussieht", stellte Katja traurig fest.
„Hier sind schon Touristen gewesen." Mischa wies auf zerknülltes Papier und Eierschalen.
Witja stolperte über abgerissene Birkenzweige.
Die Kinder stießen auf immer neue empörende Spuren, die rastende Touristen hinterlassen hatten.
„Seht mal, was hier steht!" rief Mascha.
In die Rinde eines Baumes war mit großen Buchstaben eingeschnitten: „Witja, Petja und Mischa".
„Das ist doch Witja gewesen!" rief Petja verdutzt.
„Dann ist das wohl dieselbe Wiese, auf der wir heute morgen gefrühstückt haben?" fragt Katja ungläubig.
Sie warfen nochmals einen Blick auf die Wiese und verstummten beschämt.
In der Ferne hörten sie Mischa schimpfen: „Unglaublich! Wenn man diese Bande zu fassen kriegte! . . ."

Aus dem Rusischen übersetzt von Thea Woboditsch
Zeichnungen: Jürgen Schumacher



LENA

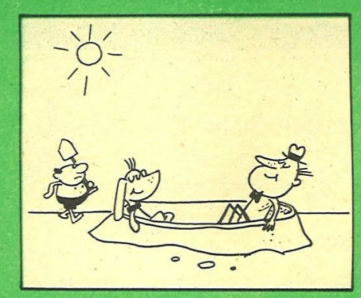
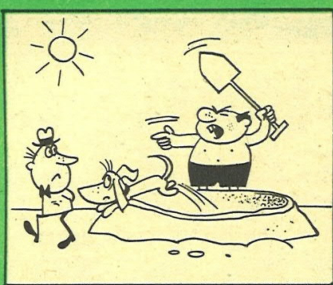
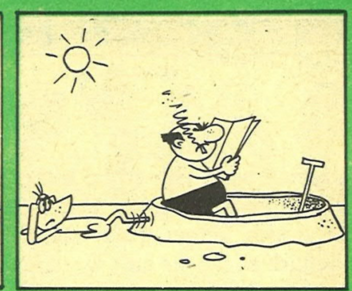
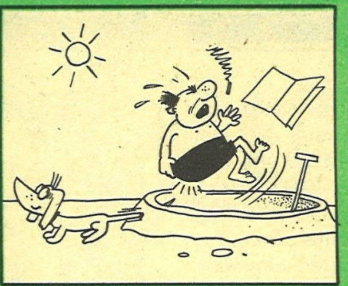
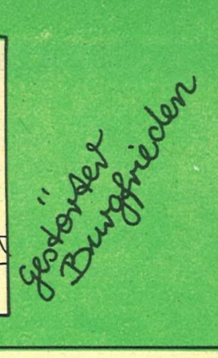
Text: Hagen Rottke,
Juri-Gagarin-Oberschule Mühlhausen

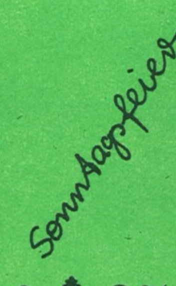
(aus dem Literaturwettbewerb der Pionierorganisaion „Ernst Thälmann")

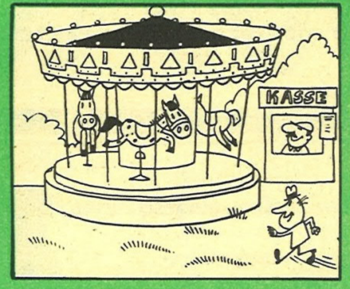
Vor einigen Jahren bin ich mit meinen Eltern in die Sowjetunion nach Sotschi geflogen. Im Flugzeug saß vor uns ein Mädchen, welches fast so alt war wie ich. Als die Aufregung des Starts vorüber war und die Maschine sich über den Wolken befand, wurde es zunehmend langweilig. Ich wollte mit dem Mädchen, das ein Reihe vor mir saß, etwas spielen. Ich begann, meine Hand durch den Spalt des Sitzes hindurchzustecken und das Mädchen zu kitzeln. Es dauerte nicht lange, so kam von der anderen Seite die Hand des Mädchens hervor und begann ebenfalls zu necken. Dann erschien der Kopf des Mädchens durch den Sitzspalt, und sie sagte etwas. Als ich die Sprache hörte, war ich zunächst erschrocken und blickte erstaunt meinen Vater an. Der lachte und erklärte mir, daß dies eine sowjetische Familie sei. Da mein Vater aus seiner Schulzeit noch etwas russisch sprechen kann, half er mir, die Fragen des Mädchens zu verstehen und zu beantworten. Ich erfuhr, daß sie Lena heißt und zwei Jahre älter war als ich. Mit der Hilfe meines Vaters und ihrer Eltern beantworteten wir noch viele Fragen. Das Mädchen gab mir wunderschöne Bonbons, und ich gab ihr von meinen Kaugummis.
Viel zu schnell hatten wir die Stadt Kiew erreicht, wo Lena zu Hause ist. Als wir in der ukrainischen Hauptstadt gelandet waren, verabschiedeten wir uns herzlich, und Lena gab mir ihre kleine Brosche, die sie an ihrem Kleid trug. Es ist eine kleine Spinne aus Glasperlen, die ich auch heute noch als schöne Erinnerung besitze.

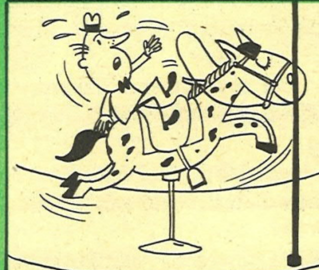
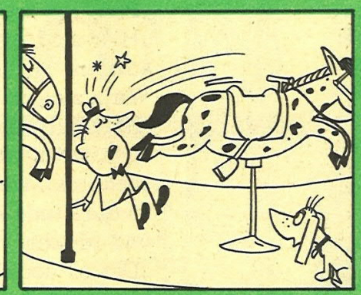
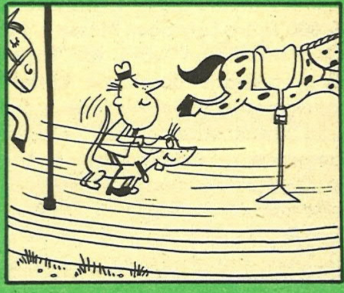


Zeichnung: Jutta Mirtschin

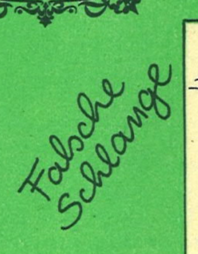


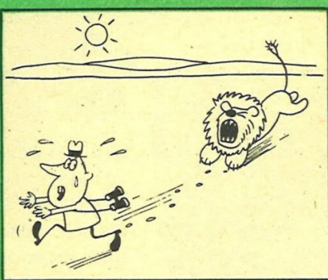
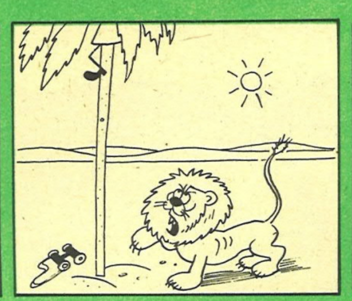
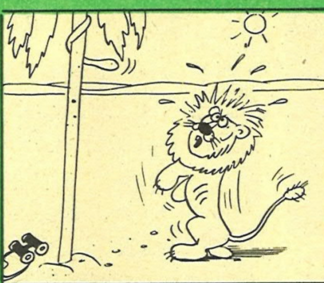
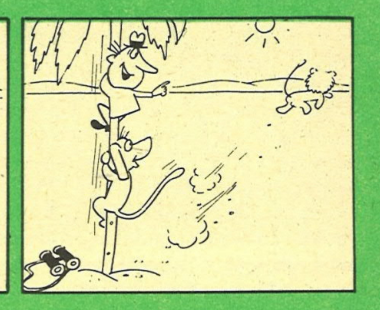


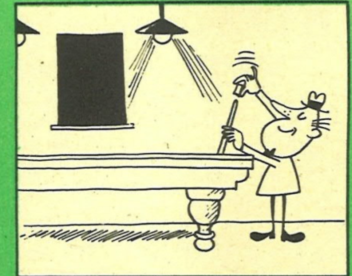






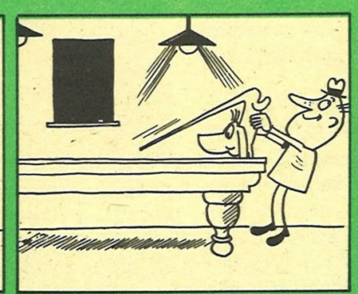
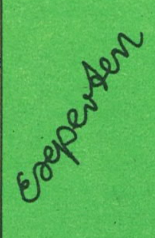
ALI UND ARCHIBALD von HORST ALISCH

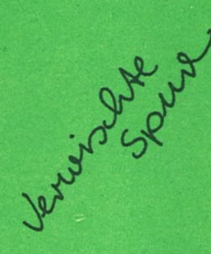


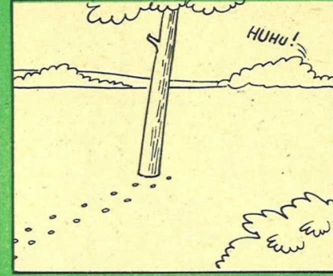


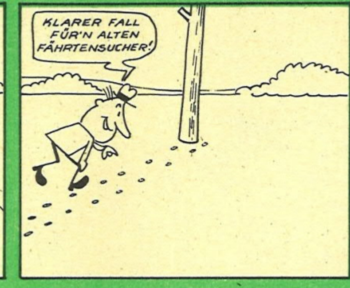


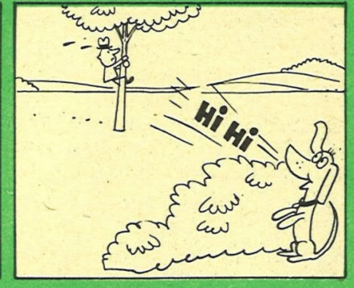




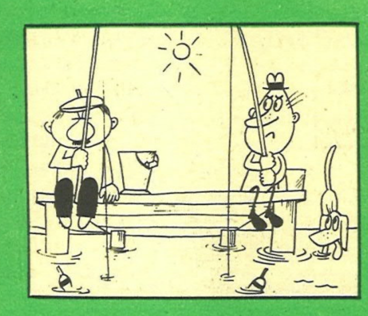
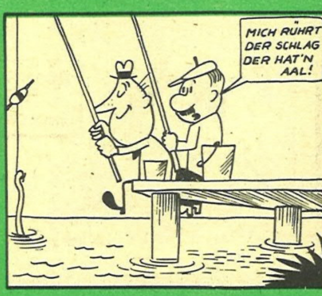




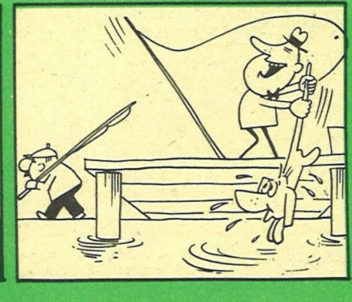










Vergraulte Konkurrenz

Frau Betula

„Betula" – habt ihr es schon erraten, ist der lateinische Gattungsname für die Königin des Birkenreiches. Birkenblätter haben eine stark wasserausschwemmende Wirkung und sind damit wichtiger Bestandteil von Blasen- und Nierentees. Man gewinnt die Arzneidroge ab Mitte Mai durch Abstreifen der Blätter von herunterhängenden Zweigen. Wichtig ist, daß die gesammelten Blätter sofort unter öfterem Umwenden in dünner Schicht getrocknet werden. Alle Drogenerfassungsbetriebe sind dankbare Abnehmer für das so aufbereitete Erntegut. Der Gesamterlös pro Kilogramm Trockenware beträgt 3,75 Mark. Nähere Hinweise gibt auch die nächste Apotheke oder das Drogenkontor in 7010 Leipzig, Postschließfach 268. Achtung! Nicht in Parks und öffentlichen Anlagen sammeln!

Text: Ursula Popundopulo
Zeichnungen: Harry Schlegel, Jürgen Schumacher
Foto: Günter Simon

Arglos hopste Korbine einen frühlingslichten Birkenweg entlang. Die Vögel schmetterten ihre Lieder, die Sonne funkelte am Himmel, und Korbine ließ fröhlich ihr Körbchen kreisen, als wollte sie sich daran in die Lüfte schwingen. Plötzlich hatte sich das Körbchen an einem Ast verhakt. Korbine wollte es losmachen, da erkannte sie, es war ein Krückstock. Der Stock aber gehörte einer alten Frau, die, wie herbeigezaubert, am Wege stand. Korbine war sicher, da sei eben noch eine Birke gewesen.

Die Frau hatte silberweißes Haar. Ihre Kleidung war weiß und schwarz. Doch ihr Gesicht, Korbine sah es mit Verwunderung, war frisch mit seidenfeiner Haut.

„Wer bist du? Was suchst du in meinem Reich?" fragte die Frau mit gewinnender Stimme.

„Ich bin Korbine. Ich wollte nur einmal nachschauen, welche Kräuter jetzt gesammelt werden müssen", sprach Korbine verblüfft.

„Das freut mich. Und ich bin die Frau Betula. Aber sage mir doch bitte genau, wer du bist. Ich habe dich noch nie gesehen. Du bist kein Mensch, obwohl du so aussiehst. Du bist kein Früchtchen, obwohl du so aussiehst Und ein Tier bist du auch nicht. Aus welchem Märchen kommst du denn?"

„Ich komme aus gar keinem Märchen. Ich komme aus der ‚Frösi'", berichtigte Korbine höflich.

„Das Land ‚Frösi' ist mir aber auch ganz unbekannt", wunderte sich Frau Betula.

Da mußte Korbine aber lachen: „Die ‚Frösi' ist doch kein Land! Sie ist eine Zeitung – ein Pioniermagazin!"

„Ich glaube, ich verstehe gar nichts mehr! Ich möchte es aber zu gerne wissen. Setzen wir uns doch ein Weilchen", wünschte Frau Betula.

Korbine setzte sich manierlich auf ein grünes Moospolsterchen und gab freundlich Auskunft: „Also, ich heiße Korbine. Mich haben die Redakteure der ‚Frösi' geboren; ganz einfach so, aus ihrer Phantasie. Eigentlich bin ich ein Symbol. Ich habe die Aufgabe, den Lesern, das sind Pioniere, also Schüler, zur rechten Zeit anzuzeigen, welche Kräuter und Früchte wann, wie und wo gesammelt werden sollen und wohin damit."

„Halt! Halt! Nicht so schnell! Ich höre Redakteure und Phantasie. Sind das vielleicht solche neumodischen Märchenmacher?" wollte Frau Betula wissen.

„Na, ja, so ungefähr. Genau weiß ich das auch nicht. Aber sie wollen gewiß etwas Nützliches erreichen. Und ich helfe ihnen dabei. Du weißt wohl selbst, wie notwendig die Kräuter und Früchte für die Gesunderhaltung sind", sagte Korbine artig.

„Und ob ich das weiß! Ich bin ja selbst bereit, meinen Anteil zu geben. Aber schon lange habe ich kein Kräuterweiblein mehr erblickt. Es wundert mich schon sehr, wer nun die Kräuter sammelt und den Sud bereitet, und auch wieso die Menschen nicht dahinsiechen."

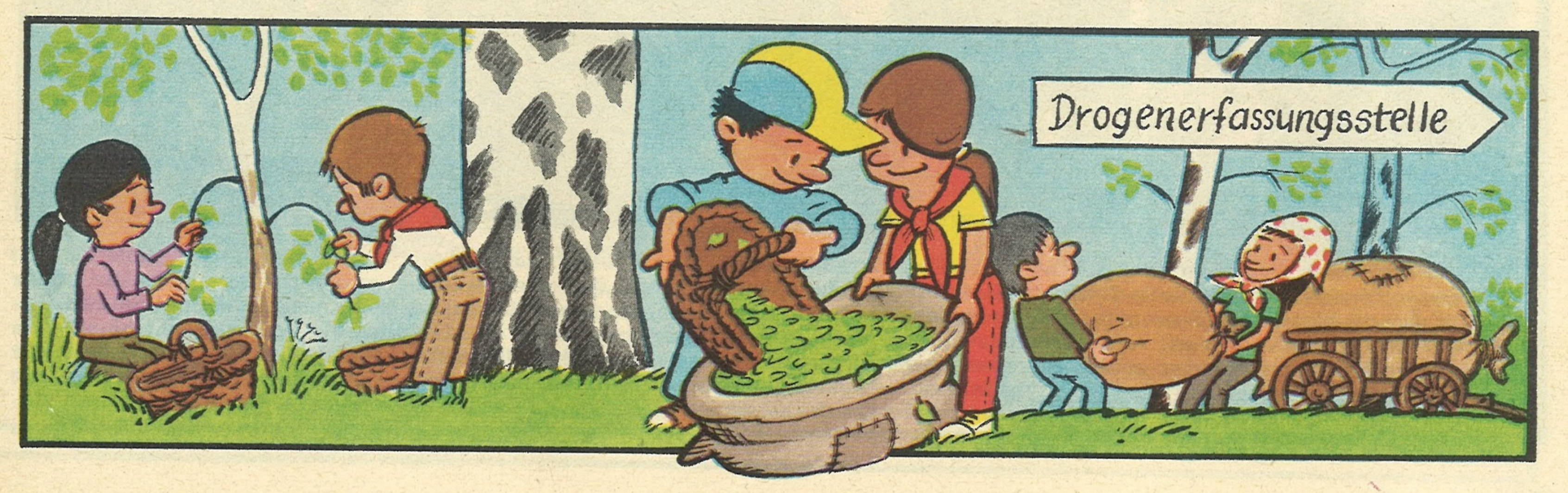
„Da mach dir nur keine Sorgen", besänftigte Korbine. „Die Menschen gehen in die Drogerie und kaufen, was sie brauchen. Wenn es aber schlimm ist, gehen sie zum Arzt. Er gibt ihnen ein Rezept, und in der Apotheke bekommen sie dafür Medikamente. Diese werden in der pharmazeutischen Industrie produziert. Viele Kräuter werden jetzt in speziellen Pflanzenproduktionsgenossenschaften angebaut. Aber die meisten Kräuter liefern noch immer die Kräutersammler; auch die Schüler, meine Freunde. Sie alle sind richtige Gesundheitshelfer, und sparen unserer Volkswirtschaft teure Importe," erklärte Korbine.

„Was für kluge Worte du aussprichst?" wunderte sich Frau Betula. „Woher weißt du denn das alles?"

„Das weiß doch jedes Kind. Das lernen sie in der Schule und lesen es aus Büchern", gab Korbine stolz zur Antwort.

„Korbine, Korbine", säuselte Frau Betula aufgeregt. „So viele Neuigkeiten, die muß ich gleich meinen Basen erzählen. Leb wohl, Korbine, und grüß die Kinder!"

Es klang wie feiner Harfenton, da war die Frau Betula verschwunden. Dort, wo sie gesessen, lag nur noch ein Sonnenkringel. Das Körbchen aber hing an einem Birkenast. Als es Korbine herabnahm und hineinschaute, war es mit frischen Birkenblättern gefüllt. Und nun wußte Korbine auch, was sie eigentlich hier suchte.



DAS ROTE HERZ

TEIL V

Hoch die Revolution!

Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Günter Hain



1. Fast zwei Jahre schon dauert der blutige Krieg. Hungrig und ausgemergelt stehen die Arbeiter täglich zehn Stunden und länger an den Maschinen. Robert hat die Lehre beendet und arbeitet im Hauptwerk. Die Arbeit ist die gleiche: immer nur Munitionskisten. „Dalli, dalli!" treibt der Meister, „sonst geht's ab an die Front. Da bringen euch die feindlichen Kugeln auf Trab!"



2. Robert legt den Bretterstapel zurecht, um ihn auf Länge zu schneiden. „Leg' noch ein paar zu", schnauzt der Meister. „Aber dann paßt der Stapel nicht mehr unter den Schutzbügel", wendet Robert ein. „Dann klappen wir ihn hoch", bestimmt der Meister, „Das ist doch gefährlich!" warnt Max. „Quatsch nicht rum!" brüllt der Meister. Da ist das Unglück schon geschehen.



3. „Mehr kann ich hier nicht tun", sagt der Arzt. „Der Verunglückte muß sofort ins Krankenhaus, um die Wunde zu versorgen." „Verunglückt ist gut", preßt Max bitter hervor, „daß Robert zwei Finger verloren hat und zum Krüppel wurde, geht auf Ihr Konto, Meister!" – „Schnauze, Mensch", tobt der Meister los, „sonst zeige ich deinen Kumpan wegen Selbstverstümmelung an." „Laß man", tröstet Max den Freund, „noch spielen sich die Herren auf, aber bald jagen wir sie zum Teufel!"



4. „Vom Krieg haben die meisten Proleten die Nase voll", sagt Max. „Jetzt müssen wir ihnen zeigen, daß es Kräfte gibt, die mit dem Krieg und den Kriegsgewinnlern Schluß machen wollen! Die Spartakusgruppe hat beschlossen, morgen auf dem Potsdamer Platz zu demonstrieren."



5. „Sieh bloß, wie viele Menschen gekommen sind! Das kann die Regierung nicht totschweigen!" Robert ist begeistert. „Dahinten kommt die Polizei", warnt Max. „Ruhe! Karl Liebknecht spricht!" „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!" ruft Karl Liebknecht.



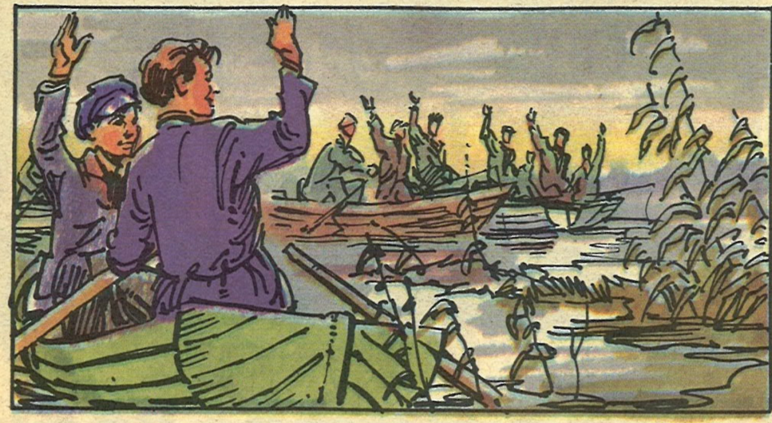
6. Ende Juni findet gegen Karl Liebknecht ein „Hochverratsprozeß" statt. Vier Jahre Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. „Kein General trug je eine Uniform mit so viel Ehre, wie ich den Zuchthauskittel tragen werde", entgegnete Liebknecht stolz.



7. „Freiheit für Karl! Schluß mit dem Krieg!" hallt es vor dem Gerichtsgebäude über den Platz. Die revolutionären Jugendgruppen Berlins veranstalten eine Sympathiekundgebung für ihren Karl. „Da kommt die Prügelpolente!" ruft Max. Gemeinsam mit Robert ist er für den Schutz führender Funktionäre verantwortlich. „Kommt hier rein!" nimmt Robert zwei Funktionäre bei der Hand.



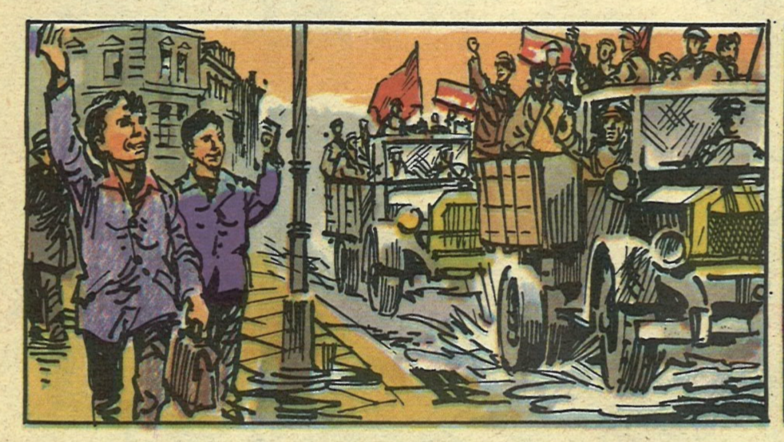
8. Eine Polizeistreife! „Habt ihr nicht mit randaliert?" herrscht der Offizier Robert und die anderen an. „Was sollen wir gemacht haben? Ich will dem da mein Eichhörnchen verkaufen!" Der Polizeioffizier gibt das Zeichen zum Abmarsch.



9. „Ich eröffne das illegale Treffen der revolutionären Jugendgruppen Berlins!" Ernst schaut Max die Jugendgenossen an.
Fast vier Jahre dauert schon der Krieg. Millionen Tote und Verwundete haben die imperialistischen Generale auf dem Gewissen. Und während die Rüstungsfabrikanten fette Gewinne einstreichen, leiden wir Proletarier unter Hunger, Elend, Seuchen." „Ja", ergänzt Robert, „es ist Zeit, mit den Kapitalisten und ihrem Völkermord Schluß zu machen."



10. Alle sind sich einig. Um die im Geiste Karl Liebknechts kämpfende Spartakusgruppe gut unterstützen zu können, braucht die Berliner Arbeiterjugend eine einheitliche Organisation. „Ich stelle Einstimmigkeit fest!" verkündet Max feierlich nach der Abstimmung. „Ab heute kämpfen wir gemeinsam in der ‚Freien Jugend Großberlins'!"



11. Im Herbst 1918 überstürzen sich die Ereignisse.
Am 23. Oktober muß die Regierung Karl Liebknecht aus dem Zuchthaus entlassen. Unter seiner Führung bereitet die Spartakusgruppe die Revolution vor. Heute, am 9. November 1918 um 9.00 Uhr, soll sie beginnen. Wie viele Jugendliche, haben auch Max und Robert den Auftrag, die Arbeiter ihrer Fabrik für die Revolution zu gewinnen.



12. „Jetzt!" sagt Max und reißt den Hauptschalter hoch. Das Kreischen der Kreissägen erstirbt. „Was ist denn los?" kommt der Meister angelaufen. „Revolution!" ruft Robert. „Alle Räder stehen still! Vorwärts zum kaiserlichen Schloß!"



13. „Hoch, Karl Liebknecht!" stimmen Robert und Max begeistert ein. „In dieser Stunde proklamieren wir die Freie Sozialistische Republik Deutschland!" schallt Karl Liebknechts Stimme über den Platz. „Wir werden eine neue Ordnung des Friedens schaffen!"



14. Die Kapitalisten und ihre Generale geben sich nicht geschlagen. Sie vereinbaren mit dem Polizeipräsidenten Noske, reaktionäre Truppen nach Berlin zu holen. Die revolutionären Soldaten und Arbeiter nehmen entschlossen den Kampf auf. Max und Robert gehören zu den Verteidigern der „Vorwärts-Druckerei".



15. „Warum schießt du denn nicht?" ruft Robert und schaut zu seinem Freund hinüber. „Max!" Mit ein paar Sätzen ist er an dessen Seite. „Sag doch was, Junge, was haste denn?" Behutsam läßt er den toten Freund niedersinken. Dann ergreift er dessen Gewehr.



16. „Also mach's gut, Robert!" sagt der Jugendgenosse. „Soll ich nicht doch lieber hierbleiben?" „Du gehst nach Halle, ins rote Herz Deutschlands. Hier machen die Nosketruppen nach ihrem Sieg Jagd auf alle, die gegen sie gekämpft haben."

Fortsetzung folgt

Ein gewisser Herr

Besuch im Berliner Puppentheater

Besucht den kleinsten Botschafter der Welt. – Wer könnte bei so einer Einladung seine Neugier bezähmen? Ich nicht. Ich folge ihr, bleibe aber skeptisch, unterschrieben hat nämlich ein gewisser Herr Schneiderlein.

Auf den ersten Blick stimmt eins: klein ist er. Von der äußersten Spitze seiner Haartolle bis zu den Schlenkerbeinen mißt er höchstens 70 Zentimeter. Auf den zweiten Blick scheint es sich um einen Spaß zu handeln, denn ich lese auf seinem Gürtel: „Sieben auf einen Streich". Nur in Anbetracht dessen, daß er den Gürtel schon mehr als 150 Jahre trägt, lächle ich weiter höflich, kann mir aber nicht verkneifen, leicht pikiert zu sagen: „Sie ein Botschafter, Herr Schneiderlein? Auf Wiedersehen." Doch er hält mich zurück, stellt mir seine kleinen Kollegen vor,: Hirsch Heinrich, den Nußknacker, den Zauberer von Oss und den grauen Wolf, er macht mich bekannt mit „seinen" Menschen, plaudert von großen Reisen und alltäglichen Begebenheiten und hat mich in seinen und in den Bann des Puppentheaters gezogen.

Bei einer Gastspielreise nach Indien konnte Herr Schneiderlein seine größten Erfolge feiern. Dort verstand das Publikum die Aufschrift seines Gürtels nicht als bloße Aufschneiderei, sondern als letzte List eines einfachen Menschen aus dem Volk, der trotz fleißiger Arbeit nicht das Nötigste zum Leben hat, erzählt mir der Intendant Albrecht Delling. Dabei hat das Gastspiel des Berliner Puppentheaters ungünstig begonnen. Von 17 Kisten fehlten bei der Ankunft 11, die gesamte Dekoration. Nun hieß es nicht nur für das Schneiderlein tapfer zu sein, mehr noch für seinen Spieler Wieland Jagodzinski, denn eins stand bei der gesamten Mannschaft fest: drei ausverkaufte Vorstellungen abzusagen, hieße mehr als tausend erwartungsvolle Zuschauer in einem fremden Land enttäuschen. Kinder und Erwachsene zeigten großes Verständnis für die unverschuldete Panne, folgten mit besonderem Spaß dem Schneiderlein und der Prinzessin ins nicht vorhandene Hochzeitsbett und dankten mit herzlichem Applaus für die improvisierten Vorstellungen. Das so geknüpfte Band der Sympathie begleitete das Ensemble auf der gesamten Gastspielreise durch die verschiedensten Landesteile Indiens.



Hirsch HEINRICH lebt im Tierpark. Seine liebsten Besucher sind die Kinder, mit ihnen kann er sogar spielen. Als Paulchen und die anderen Freunde ihn im Winter immer seltener besuchen, ist HEINRICH enttäuscht. Am Weihnachtsabend bleibt er ganz allein. Traurig läuft HEINRICH davon, er will zu den Kindern. Was er auf der Suche erlebt und ob er seine Freunde findet, zeigt euch die Geschichte vom Hirsch HEINRICH.

Ganz hatte das Schneiderlein also nicht übertrieben, er war schon ein kleiner Botschafter unserer Republik, wenn er auch verschwiegen hatte, daß er es nicht ohne die anderen Puppen und schon gar nicht ohne die Puppenspieler hätte sein können, die inzwischen auch in Frankreich und der Bundesrepublik gespielt haben.

„Wie wird man Puppenspieler?" frage ich Harald Preuß, den Spieler des bezaubernden Hirsch Heinrich. „Wo kann man es lernen, diese allesamt bedacht und schön gestalteten Plastiken aus Stoff und Holz und Pappmaché so zu bewegen, daß sie leben, daß die Zuschauer mit ihnen leiden und jubeln?"

„Das Handwerk lernt man an der Schauspielschule Berlin drei Jahre lang. Marionetten und Stabpuppen, Schattenfiguren und Knautschpuppen werden wieder und wieder bewegt und nicht zu vergessen, die gute alte kleine Handpuppe mit ihren starken Ausdrucksmöglichkeiten. Dazu kommt eigene Körperbeherrschung und Sprechtechnik. Am Ende lautet das Rezept für einen guten Puppenspieler so: Gründliches Handwerk, ein gut Teil Talent und ein reichliches Quentchen Liebe zu den kleinen Personen, dann schreiten und hüpfen und tänzeln und wippen sie über die Bühne und lassen Anstrengungen und Mühe nicht merken. Dabei ist es mitunter Schwerarbeit, mit beiden Armen ausgestreckt hoch über dem Kopf eine Stunde lang zu agieren und mit dem eigenen Körper die seltsamsten Verrenkungen anzustellen."

„Und das Publikum, das kleine und große, dankt es den Spielern?" Traurig schütteln da Aschenputtel, die drei Schweinchen, der Wolf, sogar der nackte König, die Köpfe. „Ja", sagen sie, „wäh-

Schneiderlein

von Barbara Augustin

Teil 1

Fotos: Günter Krawutschke



rend des Spiels gibt es zwar häufig begeisterten Szenenapplaus, aber am Ende der Vorstellung vergessen die Kinder meist, noch einmal kräftig Beifall zu klatschen."

„Der Applaus ist das wahre Brot des Künstlers, sagt man. Vielleicht könnten Sie das weitersagen?" bitten mich die kleinen Helden, denn sie sind für Gerechtigkeit. „Das ist die einzige Klage, die wir haben", versichert mir Brigitte Walzer, die geschäftsführende Dramaturgin des Berliner Puppentheaters. Da sie aber an allen anderen 16 Puppentheatern der DDR gleichlautet, sollte sie auch einmal ausgesprochen werden und Anlaß zum Nachdenken bei Erziehern und Kindern sein.

Das Berliner Puppentheater kennt keine leeren Zuschauerreihen, dabei arbeitet es nicht mit einem Anrechtssystem, sondern nur mit freiem Kartenverkauf, der selbstverständlich schriftliche Kartenvorbestellungen einschließt. Übrigens werden kinderreiche Familien mit ihren Wünschen für einen Besuch beim Puppentheater bevorzugt. Sonntags, ab und zu auch sonnabends, finden Familienvorstellungen statt, die sich immer größerer Beliebtheit erfreuen. Unter den 13 bis 15 verschiedenen Stücken, die jeweils auf dem Spielplan stehen, findet jeder etwas Passendes. Auch bei ausverkauften Vorstellungen werden einzelne Kinder kaum abgewiesen, die netten Damen vom Einlaßdienst sorgen schon dafür, daß ein leer gebliebener Stuhl bei einer Gruppe doch noch seinen Besucher findet.

KAPITÄNE, die auf dem Boden bleiben

Natürlich hätten sie Agrarpiloten werden können und in die Luft gehen. Doch dazu fehlte ihnen der letzte Schneid an Mut, weil sie sich sagten, wenn schon Wasser nicht die nötigen Balken hat, wo hält man sich da erst in der Luft fest. Also blieben sie mit ihren beiden Beinen auf dem Boden und kommen mit ihm qualifizierter in Berührung als sonst manch anderer.

Wenn jemand zu Uwe Zerbe und Andre Rathemann, zwei „Mittendrinberlinern", vor 18 Monaten gesagt hätte: „So ein Boden ist hart zu nehmen und hat manchmal mehr Ecken und Kanten als Wellen und Furchen. Dieses ungepflügte Neuland wollt ausgerechnet ihr als Hauptstädter beschreiten?" Dann hätten sie prompt zu antworten gewußt, daß es sich auch von Berlinern erobern läßt. So begann ihre Lehrlingsbekanntschaft mit Mähdreschern, Traktoren, Grubbern, Pflügen und Häckslern. Diese erste zarte Freundschaft mit der ungewöhnlich vielfältigen Landtechnik ließ sie fortan nicht mehr los und beide lernten knappe zwanzig Kilometer vor den östlichen Toren Berlins und vielleicht nur wenige zehn vor den Marzahner Neubaugebieten, das Handwerk eines „Bodenkapitäns", der ihm gute und schlechte Seiten abzuringen weiß. Obwohl von beiden als Berliner niemand auf Anhieb verlangt hätte, einen Traktor zu lenken, sind sie damit noch immer besser gefahren als turmhoch auf dem Mähdrescher, dem Flaggschiff im Getreidemeer. Dazu braucht es den perfekten Agrotechniker. Doch das ist jeder Lehrling in Hellersdorf erst, wenn er nach zwei Jahren intensiver Ausbildung rundherum fertig ist. Begleiten wir also Uwe und Andre als zwei, die festen Boden unter den Füßen spüren und lernen damit umzugehen.

Mäher, Häcksler – alles unter Dach und Fach

Traktoren ziehen kreuz und quer ihre Bahnen auf dem KAP-Stützpunkt Pflanzenproduktion in Hellersdorf. Draußen von der frischgezogenen Herbstfurche kommt ein ZT 300 mit angekoppeltem Pflug, bodenverkrustet die eisernen Pflugzähne. In den windgeschützten Hallen des Stützpunktes stehen die reparaturbedürftigen Sommererntetraktoren neben frischgespritzten Hydraulikanhängern. Auf „Vordermann" gebrachte Erntetechnik wird hier überholt und winterfest gemacht. In das Hämmern der Traktorenschlosserei mischt sich das gierige Geräusch eines Greifers, der einen frischgehäufelten Wirsingkohlberg systematisch hin- und herwendet. Vor der plastüberdachten Dieselkraftstoffsäule warten hintereinander Traktoren mit angehängter Technik – wie Perlen an einer Schnur aufgereiht. Es ist die oft notwendige erste Station vor dem Ausbringen des Wintergetreides. Schwadmäher und Heuhäcksler stehen unter Dach und Fach geschützt. Das Wetter kann ihnen so leicht nichts anhaben. Fünfzig Schritte weiter vorn begegnet man Pflügen, Eggen, Striegeln, Drillmaschinen, Düngerstreuern und Wagen für die Mähdrescherkomplexe. Uwe muß täglich an diesem Freiluftpark der Sommertechnik vorbei und wenn auch die Mähdrescher selbst ihre Winterquartiere ganz woanders bezogen haben, erinnert er sich als Springer an seine erste Ernteschlacht im Mähdrescherjugendkomplex der Jugendschicht. Das war seine Feuertaufe als angehender Agrotechniker. Aber nur mit dem Bewegen der Hebel bei so einem Ernteschlachtschiff kommt es noch lange nicht in Gang. Theoretisch war ihm das in der Berufsschule in Frankfurt (Oder) alles klar, doch der Boden hatte seine Tücken, obwohl das Getreide gut auf dem Halm stand. Besser ist es dann schon immer, wenn jemand mit in der Glaskanzel sitzt, der auf die noch ungeübten Finger beim Fahren sieht. In der Hitze des Erntegefechts, auch der noch ungewohnten Schichtarbeit, zählt jede Fahrstunde doppelt und sie übt ungemein. Technik reizt einen Agrotechniker immer, besonders wenn er sie erst einmal beherrscht. Natürlich macht auch das Abfahren großen Spaß, weil hier jeder zusehen kann, wie schnell der Häcksler den Mais auf den Hänger pustet. So lebt heute Großtechnik auf der KAP und jeder angehende Agrotechniker mittendrin. Was macht es da schon, wenn man auch einmal Chicoree von Hand sortieren muß oder Rosenkohl? Das gehört einfach dazu, wenn man wie Uwe den Boden für sich erobern will.

Hautnah pflügt sich vieles leichter

Andre zieht auf den Feldern der KAP die Herbstfurche. Wenn er den Pflug in das Erdreich drückt, ist er fast hautnah mit dem Boden verwachsen. Von seiner sorgfältigen Arbeit als Mechanisator bei der Vorbereitung des Saatbettes hängt nicht zuletzt ab, wie ertragreich geerntet wird. Er weiß auch, daß jeder einzelne von unserer Bevölkerung weniger als ein Fußballfeld Boden für seine Ernährung zur Verfügung hat. Das macht ihn so wertvoll bei der Hege und Pflege: von der Bearbeitung, Düngung bis hin zur Bestellung.

Ralf Kegel



Foto: Waltraud Peters

MAPPEN MOSAIK

Die Benutzer von Mappen, Ranzen, Taschen und so weiter zerfallen hierzulande in sechs Gruppen: in die **neugierigen,** in die **zauberhaften,** in die **einnehmenden,** in die **hilfsbereiten,** in die **praktischen** und in die **boshaften.**



Die **neugierigen** ermitteln jedes Jahr den Weltmeister in Mappenweitwurf. Ihr Ziel ist es, das Ding platzen zu lassen. Wie sollten sie auch sonst sehen, wo die sechzig Mark stecken, die das Ding wert ist?

Die **zauberhaften** arbeiten mit der Trickkiste. Sie räumen den Papierkorb aus und lassen heimlich darin eine Mappe verschwinden. Ihre Erfindung ist der Mappensalat, garniert mit Stullenpapier, Brotrinde und Apfelknust.

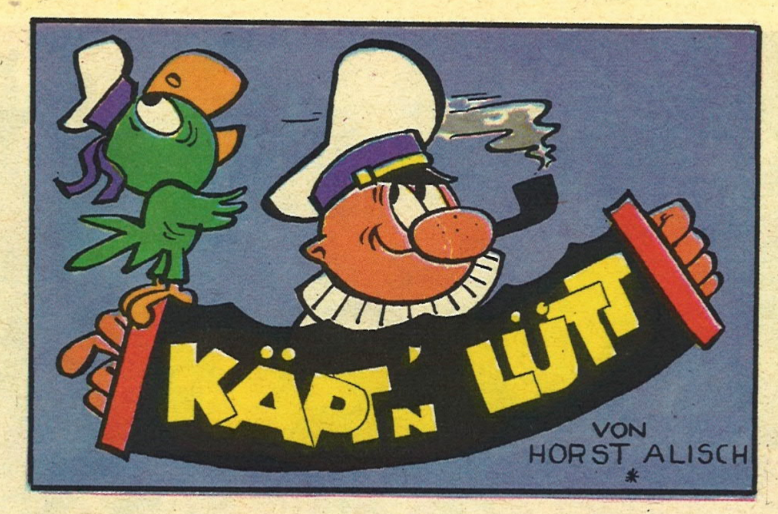
Den **einnehmenden** kommt große materialwirtschaftliche Bedeutung zu. Sie sind Stützpunkte für sämtliche Rohmaterialien und Fertigteile, insbesondere für Stabmagneten, Fensterkitt, Leitungskabel, Brausepulver, Bleirohr, Glasscherben. Sie übernehmen im kommenden Jahr Sammeltransporte für den VEB Altstoffhandel.

Die **hilfsbereiten** kümmern sich in großzügiger Weise um ihre Mitschüler. Sie legen die Mappe auf die Erde und ziehen sie am Riemen hinter sich her. Wer fußmüde ist, darf Platz nehmen und wird heimwärts befördert. Diese leistungsfähigen Fahrzeuge werden demnächst als Touren-Taxis eingesetzt zwischen Schule und Elternhaus.

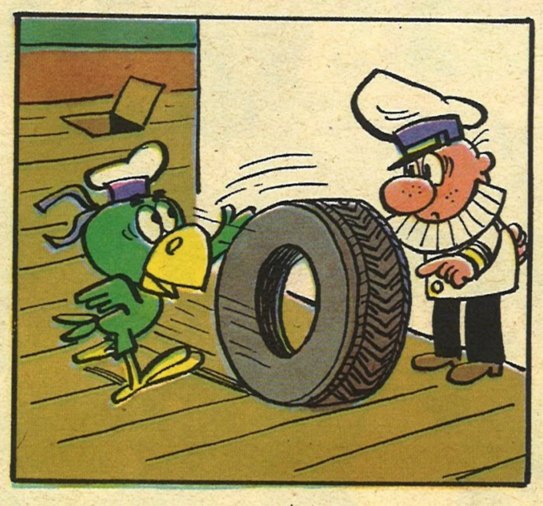
Die **praktischen** überraschen uns immer wieder durch ihre Phantasie. Sie schneiden aus der Mappe Unterlegscheiben, wenn der Tisch wackelt und Einzelteile für den Katapult. Ihre Erfindung ist die Schulmappe mit Lochmuster. Die Hefte sollen doch etwas sehen von der Welt. Und wenn es regnet, wissen sie doch wenigstens, was für Wetter draußen ist.

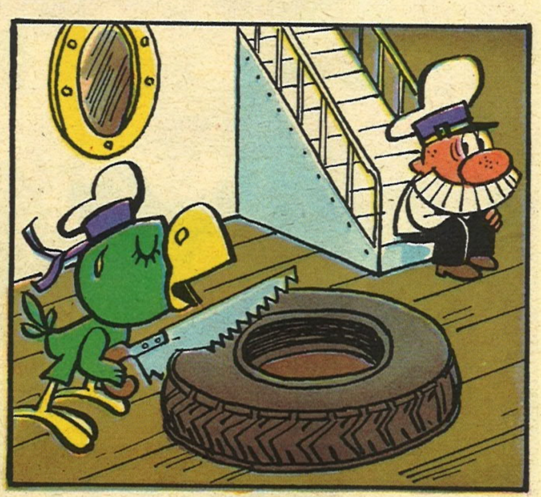
Über die **boshaften** zu reden, lohnt sich eigentlich nicht. Sie tragen ihr Schulzeug in Beuteln hin und zurück. Eine Schande für jede anständige Schulmappe.

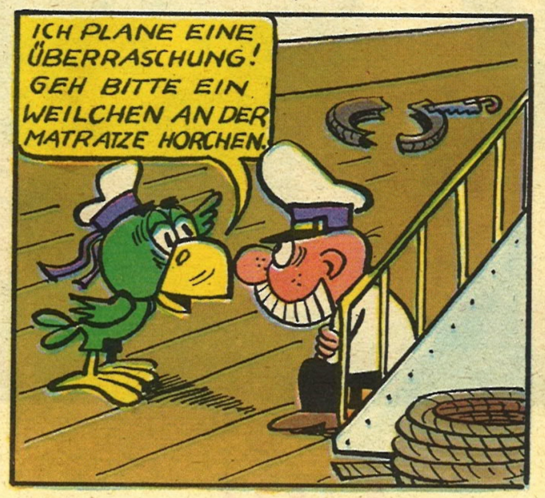
Hartmut Brücher

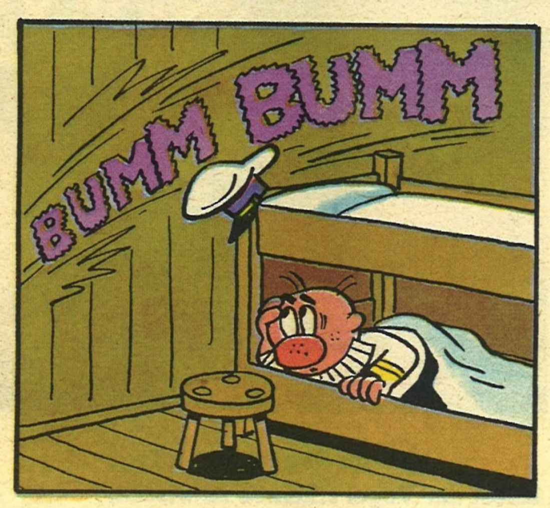


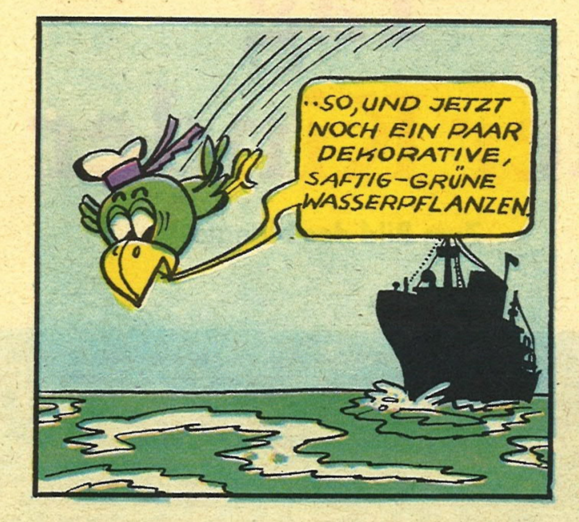












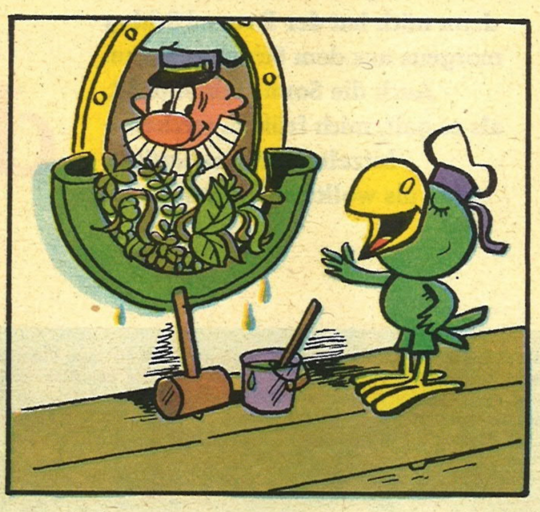




Foto: Reiner Ponier

„Im Schulgarten", Veronika Kunert, Niederlichtenau (aus der VII. Zentralen Galerie der Freundschaft)

Tag der Kinder

Zum Bild des Monats

Dieser Tag ist unser Tag;
selbst der Vogel scheint's zu wissen,
denn mich hat der Drossel Schlag
morgens aus dem Schlaf gerissen.
Auch die Sonne fehlte nicht,
als es galt, mich früh zu wecken –
kitzelte mich im Gesicht,
grad als wollte sie mich necken.

Dieser Tag, vom Glück erhellt,
ist uns Kindern nur beschieden,
wenn in dieser schönen Welt
Völkerfreundschaft herrscht und Frieden.
Herrlich wird die Zukunft sein,
wenn sie nicht erstickt im Kriege,
Darum setzt euch alle ein,
daß die weiße Taube fliege.

MAX ZIMMERING

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Katalin Konya, 13 Jahre, Ungarische VR, „Frauen mit Kindern“, Batik




„Frösi"-Motto:

Alle machen mit!

Denn: Das müßte doch zu schaffen sein!
Auf diesem Kartonblatt findet ihr die Bedingungen für das Sportabzeichen der DDR in allen Altersgruppen. Schneidet die einzelnen Scheiben sauber aus und bastelt daraus eine Drehscheibe. In die Mittelpunkte stecht ihr ein kleines Loch, und mit einem Druckknopf befestigt ihr die drei Scheiben übereinander.
Nun könnt ihr euch die Bedingungen „zurechtdrehen". Im Ausschnitt der Deckscheiben erscheint für jeweils eine Disziplin die Punktzahl mit den dafür erforderlichen Leistungen. Übt und trainiert für das Sportabzeichenprogramm der DDR.

Mutter, Vater, Bruder, Schwester, Onkel, Tante –

Alle machen mit!

Am Nachmittag oder am Wochenende, im Urlaub, auf dem Campingplatz oder am Strand – überall könnt ihr euch in Schwung bringen und eure Leistungen ständig verbessern. Macht einen Familienwettbewerb. Kontrolliert mit unserer Drehscheibe den Leistungsstand jedes Familienmitgliedes. Und wenn ihr die geforderten Leistungen schafft oder überbietet, dann erfüllt die Bedingungen für das Sportabzeichen der DDR. Abnahmeberechtigt sind eure Sportlehrer und viele ehrenamtliche Mitarbeiter des DTSB. Erkundigt euch in den Zweigstellen des DTSB über die Abnahmetermine.

Alle machen mit!

Zeichnungen: Horst Alisch

weiblich

Ausdauerlauf (Minuten)

1	2	3
ohne Zeit	5:40	5:10
	5:30	5:00
	11:30	10:50
	12:00	11:00
	7:00	6:30
	7:30	7:00

Wanderung (Stunden)

1	2	3
1:20	1:10	1:00
2:00	1:50	1:45
4:00	3:45	3:30
4:00	3:45	3:30
2:00	1:50	1:40
2:10	2:00	1:50

Klimmziehen (Anzahl)

1	2	3
12	20	25
12	23	30
15	25	30
10	15	20
8	12	15
5	8	10

Liegestütz (Anzahl)

1	2	3
15	25	35
5	10	12
5	10	12
12	20	32
10	17	25
9	15	22

Dreierhop (Meter)

1	2	3
3,25	3,65	3,95
4,45	4,95	5,25
4,85	5,35	5,65
4,25	4,95	5,55
3,25	4,15	4,65
2,75	3,45	3,95

Schlußweitsprung (Meter)

1	2	3
–	–	–
–	–	–
–	–	–
–	–	–
1,15	1,55	1,75
1,05	1,35	1,55

Schlängellauf (Sekunden)

1	2	3
20,0	17,5	16,0
18,0	17,0	15,0
17,0	14,5	13,0
17,5	15,0	13,5
18,0	15,5	14,0
20,0	17,5	16,0

Sportschießen (Ringe)

1	2	3
–	–	–
15	20	25
20	25	30
25	30	35
25	30	35
20	25	30

Ballzielwurf (Treffer)

1	2	3
1	2	3
2	3	4
–	–	–
–	–	–
–	–	–
1	2	3

Schwimmen (Minuten)

1	2	3
–	–	–
5	10	15
10	15	20
10	15	20
10	15	20
5	10	15

Kurzstreckenlauf (Sekunden)

1	2	3
12,6	11,7	11,1
18,0	16,8	16,2
17,4	16,2	15,6
19,5	17,3	16,0
13,5	11,4	10,7
15,5	12,7	11,4

Weitsprung (Meter)

1	2	3
2,25	2,25	2,75
2,95	3,25	3,45
3,25	3,55	3,75
2,85	3,15	3,35
2,45	2,85	3,15
1,95	2,45	2,75

Hochsprung (Meter)

1	2	3
0,65	0,75	0,85
0,90	1,00	1,10
0,95	1,05	1,15
1,00	1,10	1,20
0,90	1,00	1,10
0,70	0,80	0,90

Kugelstoß (Meter)

1	2	3
–	–	–
4,70	5,50	6,10
5,30	5,90	6,50
5,20	5,90	6,60
4,80	5,50	6,20
4,00	4,80	5,50

Weitwurf (Meter)

1	2	3
11	14	16
10	13	15
12	15	17
13	17	19
12	16	18
10	14	16

Skilanglauf (Minuten)

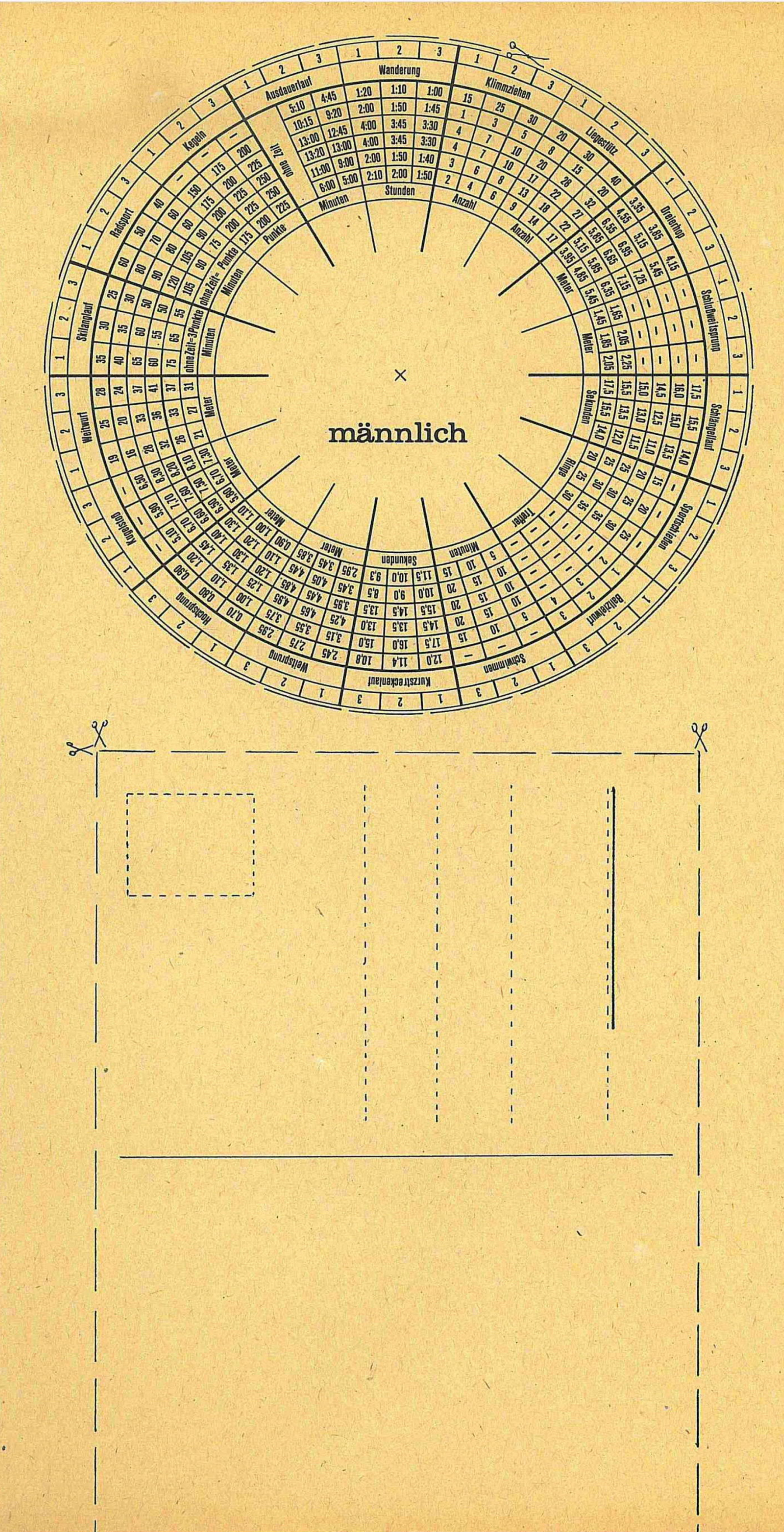
1	2	3
35	30	25
45	40	35
75	65	60
70	65	60
85	75	70
ohne Zeit = 3 Punkte		

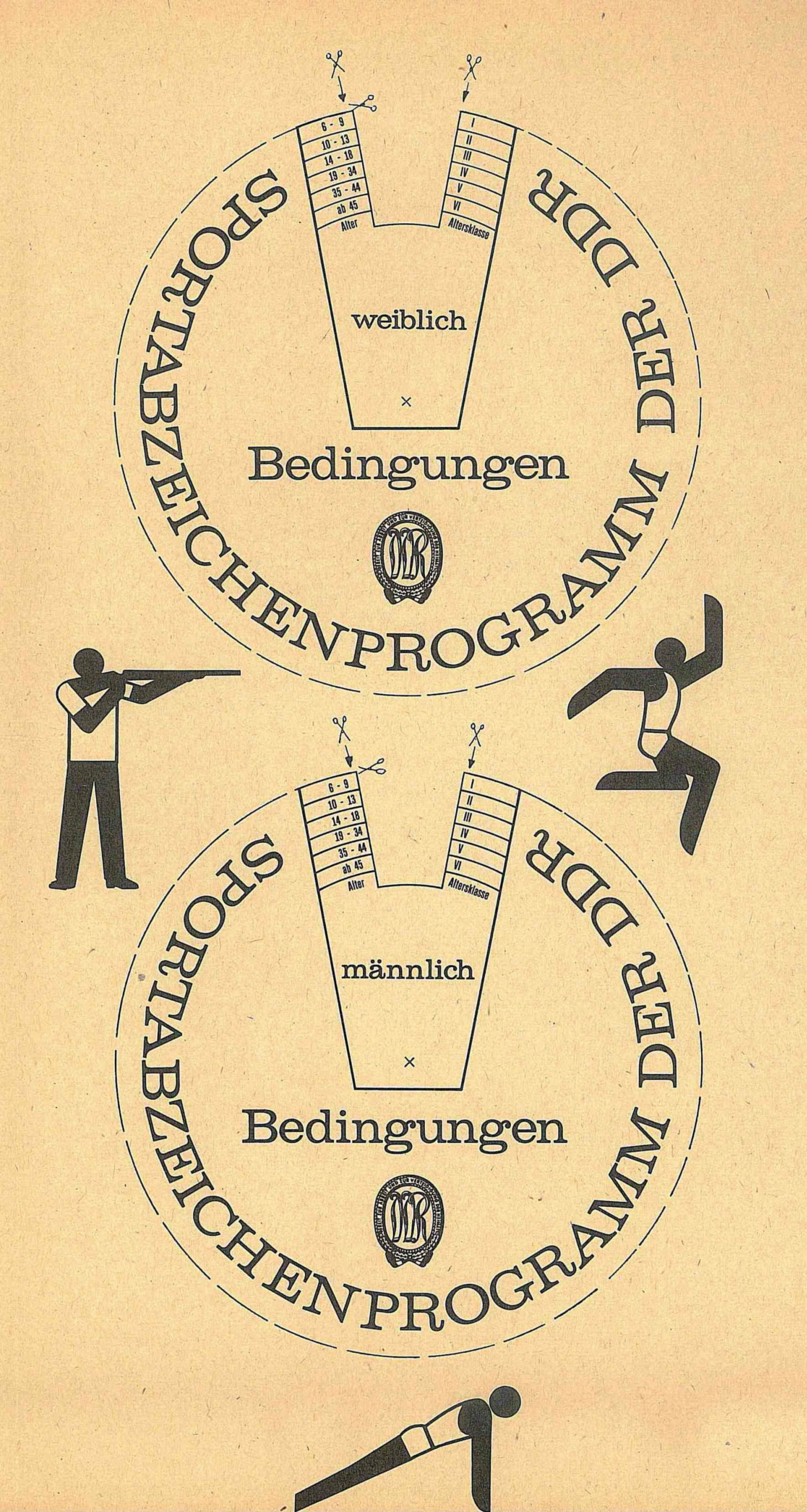
Radsport (Minuten)

1	2	3
60	50	40
80	70	60
120	108	90
150	135	100
100	90	80
ohne Zeit = 3 Punkte		

Kegeln (Punkte)

1	2	3
–	–	–
250	275	300
330	340	350
340	350	360
340	350	360
330	340	350


männlich
Wanderung
Stunden
Klimmziehen
Anzahl
Liegestütz
Dreierhop
Meter
Schlußweitsprung
Schlängellauf
Sekunden
Sportschießen
Ringe
Treffer
Ballzielwurf
Schwimmen
Minuten
Kurzstreckenlauf
Weitsprung
Hochsprung
Kugelstoß
Weitwurf
Skilanglauf
ohne Zeit = 3 Punkte
Radsport
ohne Zeit = Punkte
Punkte
Kegeln
Ausdauerlauf
ohne Zeit



SPORTABZEICHENPROGRAMM DER DDR
6 - 9
10 - 13
14 - 18
19 - 34
35 - 44
ab 45
Alter
I
II
III
IV
V
VI
Altersklasse
weiblich
Bedingungen
SPORTABZEICHENPROGRAMM DER DDR
6 - 9
10 - 13
14 - 18
19 - 34
35 - 44
ab 45
Alter
I
II
III
IV
V
VI
Altersklasse
männlich
Bedingungen